

Band 1217 • 2,70 DM/1,38 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Todfeind der Templer



BASTEI
ROMAN

Band 1217 • Deutschland 2,70 DEM/1,38 €

Österreich 22 ATSh/1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belg. 70 BEF/1,74 € • Niederl. 3,00 NLG/1,72 € • Frankf. FRF 11,50/1,75 €
Ital. 3,00 IRI/1,70 € • Span. 220 ESP/1,70 € • Greek. 600 GRD/1,71 € • Port. 210 PTE/1,70 €





GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1217

Todfeind der Templer

Der gellende Schrei einer Frau hatte nicht nur mich aus dem Zustand der Angst und Spannung gerissen, sondern auch die blonde Bestie, deren verzerrtes Gesicht mit dem aufgerissenen Vampir-Maul über mir schwebte, bereit zum Biss.

War der Albtraum vorbei? Oder hatte ich mir den Schrei wie all den Horror als Gefangener und als Beute in der verdammten Vampirwelt nur eingebildet? Es war alles schwierig. Das Gesicht der blonden Vampirin verschwand aus meinem Blickfeld. Ich konnte mich jedoch nicht von der weichen Unterlage herabrollen, denn man hatte mich gefesselt.

Die Arme waren nach hinten gezogen worden.

Seidentücher waren um meine Gelenke gedreht und mit zwei Pfosten verbunden worden.

Justine Cavallo hatte alle Chancen gehabt, mein Blut zu trinken.

Es war auch fast soweit gewesen, und ich hatte schon die Berührung der Zahnspitzen gespürt, dann war der Schrei erfolgt, der uns beide irritiert und mir noch eine Gnadenfrist ermöglicht hatte.

Wer hatte geschrien?

Ich sah keinen Menschen. Auch Justine bekam ihre Probleme. Sie saß neben mir und schüttelte den Kopf, weil sie niemanden entdecken konnte. Dann schaute sie kurz auf mich.

Das Grinsen konnte ich nicht lassen. Ihr gefiel es auf keinen Fall. »Es ist nur eine Galgenfrist!«, flüsterte sie mir zu. »Keine Sorge, ich trinke dich noch leer.«

»Kann ja sein, dass du Konkurrenz bekommen hast.«

»Wieso?«

»Der Schrei...«

Sie schüttelte den Kopf. »Es war ein Zufall, nicht mehr, Sinclair. Du brauchst dir keine Hoffnungen zu machen.«

»Aber du bist irritiert.«

Sie gab mir keine Antwort mehr und rutschte von der Liege, auf der sie mich festgebunden hatte. Neben ihr richtete sie sich wieder auf und blieb stehen. Ich musste zugeben, dass sie verwundert war, denn sie bewegte den Kopf wie jemand, der unbedingt etwas finden wollte und damit seine Probleme hatte.

Eines allerdings stand fest. Der Frauenschrei war in dieser Höhle aufgeklungen. Also musste sich jemand hineingeschlichen haben, der jedoch nicht zu sehen war.

Es mochte daran liegen, dass die Kerzen zwar ein recht gemütliches Licht abgaben, aber kein zu helles. Der Schein ließ auch viele dunkle Inseln zu oder graue schattige, die ich mit meinen Blicken nicht durchdringen konnte.

Ich dachte über den Schrei nach. In Mallmanns Vampirwelt herrschten andere Gesetze. Er war der Herrscher. Was er befahl, das musste getan werden.

Mallmann kannte kein Pardon. Ich wunderte mich sowieso darüber, dass er mich seiner neuen Freundin Justine Cavallo überlassen hatte. Mein Blut hätte auch ihm geschmeckt. Aber zwischen ihm und der Cavallo musste es ein besonderes Verhältnis geben, über dessen Hintergründe ich noch nichts herausgefunden hatte.

Justine meldete sich noch immer nicht. Sie war allerdings auf der Hut und bewegte ihren Kopf leicht hin und her. Auch sie hatte den Schrei zumindest als ungewöhnlich eingestuft. Für mich kam noch hinzu, dass er sich angehört hatte wie der eines normalen Menschen. Aber wer davon verirrte sich in diese Welt?

Wieder versuchte ich, mich von meinen Fesseln zu befreien. Es war unmöglich. So sehr ich die Hände auch drehte und an der Seide zerrte, ich kam einfach nicht los. So musste ich mich weiterhin auf die Fremde verlassen.

Nur der Schrei und keine Befehle!

Auch das war leicht irritierend gewesen. Eigentlich hätte sich Justine gar nicht groß darum zu kümmern brauchen, schließlich war nichts passiert, und trotzdem verhielt sie sich so angespannt. Die Störung hatte einfach nicht in diese Welt hineingepasst. Aus diesem Grunde war sie irritiert.

Ich ließ mich wieder zurücksinken, weil es Kraftvergeudung war, wenn ich versuchte, an den Fesseln zu zerren. Damit tat ich mir selbst keinen Gefallen. Auf der Seite liegend, ließ ich Justine nicht aus den Augen. Sie war weiterhin beunruhigt und schlich durch die Höhle.

Sie trug so gut wie keinen Faden am Leib. Nur das Dreieck zwischen den Beinen war durch ein kleines Stück Stoff verdeckt, das auch in eine Streichholzschachtel gepasst hätte. Ansonsten war sie so etwas wie die personifizierte Verführung oder der zu Fleisch gewordene Männertraum. Wer sie sah, der dachte an Sex, aber nicht daran, dass er sein Blut verlieren würde.

Sie strich das lange Haar zurück, das sehr blond und sehr hell aussah.

Da war bei der Farbe wohl nachgeholfen worden, aber auch das störte mich nicht. Sie konnte aussehen wie sie wollte, für mich zählten allein die verdammten Zähne, die in meine Haut stoßen und Wunden reißen wollten.

Ich war sauer, weil ich die Fesseln einfach nicht loswurde. Ich konnte meine Beine bewegen, aber das brachte mir auch nichts. So blieb mir nichts anderes übrig, als die blonde Bestie nur mit den Blicken zu verfolgen.

Es gab etwas in dieser Umgebung. In der Höhle musste sich etwas versteckt halten. Das las ich aus Justines Bewegungen ab, die keinesfalls locker ging, sondern sehr auf der Hut war. Auf ähnliche Art und Weise schlichen auch Raubtiere gegen den Wind an ihre Beute heran. Justine musste die Spannung in jeder Faser ihres Körpers spüren. Sie war immer auf dem Sprung. Wäre jetzt eine Beute erschienen, Justine hätte sofort angreifen können.

Es war wieder still geworden. Die Kerzenflammen sahen aus wie feurige und dennoch kalte Finger. Da Justine die Höhle nicht verließ, ging ich davon aus, dass sie die Person, die hier geschrien hatte, auch noch zwischen den rauen Wänden vermutete. Ich verdrehte die Augen und warf einen Blick zur Decke. Dort malten sich die hellen Kreise der Kerzenlichter schwach ab. Sie sahen aus wie Ringe, die ineinander liefen.

Nach dem Erklingen des Schreis hatte ich mich entspannt. Diese Phase war jetzt vorbei. Es gab keinen Erfolg, der sich auf meine Seite geschlagen hätte. Es war wieder alles beim Alten, und ich rechnete jeden Moment damit, dass Justine ihren Gang durch die Höhle beendete und sich wieder der eigentlichen Aufgabe zuwandte.

Sie drehte sich scharf um, als sie den Ausgang erreicht hatte. Bisher war ihr nichts aufgefallen, und als sie jetzt näherkam und ich sie besser erkennen konnte, sah ich wieder das harte

Lächeln auf ihren Lippen.

Ich kannte es verdammt gut. Es war eisig. Es zeigte mir an, dass sie sich wieder sicher fühlte. Wieder schaukelte sie in den Hüften, und ihre Brüste machten jede Bewegung mit. Das fast perfekt geschnittene Gesicht glänzte, als wäre die Haut eingeoilt worden.

Dicht neben meiner Liege blieb sie stehen und schaute auf mich herab.

»Es ist wirklich nur eine Galgenfrist gewesen, Sinclair. Ich kenne den Grund nicht, aber er wird mich nicht daran hindern, dein Blut zu trinken.« Sie streckte ihre Hand aus, berührte meine Brust und fuhr mit den Fingern in die Höhe, bis sie mein Kinn erreicht hatte und es kraulte.

Justine hatte Recht. So leid es mir auch tat, ich konnte nichts dagegen sagen. Sie winkelte das rechte Bein an und drückte es einen Moment später auf die Bettkante, bevor sie den Oberkörper nach vorn senkte und ihre Arme lang machte. Sie begann mich zu streicheln, und ihre Finger bewegten sich dabei um mein Kinn und um meinen Hals herum, als wollte sie genau diese Stellen einer besonderen Prüfung unterziehen.

»Nichts wird mich davon abhalten, dich leer zu trinken«, flüsterte sie mit heiserer Stimme. »Es ist genau das, worauf ich schon so lange gewartet habe.« Ein Schnalzen mit der Zunge machte mir klar, dass die Zeit des Redens vorbei war.

Justine zog auch ihr anderes Bein an, berührte damit die Liege und beugte sich weit nach vorn.

Ich kannte das Ritual. Schon einmal hatte ich es durchlitten. Ich sah ihr Gesicht immer näher kommen und wartete darauf, dass sie sich meinen Kopf zurechtlegte, um den Biss perfekt ansetzen zu können.

Soweit kam es nicht. Diesmal berührten die Spitzen der Zähne nicht mal meine Haut, denn wieder griff jemand ein.

Kein Schrei.

Dafür die Frauenstimme!

»Lass ihn los, Justine!«

Diese Stimme!

Verdammter, sie war mir nicht fremd. Ich hatte sie schon gehört. Aber in dieser Situation war es mir nicht möglich, sie einzuordnen. Zu überrascht war ich von diesem Eingreifen.

Auch Justine bewegte sich nicht.

Wir mussten uns einfach anschauen, und ich ließ meinen Blick nicht von ihrem Gesicht, in dem die Züge tatsächlich erstarrt waren. Verrückt, aber auch sie war völlig überrascht worden.

Der Blick ihrer Augen durchlebte ebenfalls eine Veränderung.

Die Gier verschwand allmählich. Ich merkte, dass ein wütender Ausdruck hineintraf. Sie fühlte sich gestört und dann - es mochten Sekunden sein, die mir wie Ewigkeiten vorkamen -, richtete sich Justine Cavallo langsam auf. Sehr langsam, schon provozierend. So warf sie auch ihre blonde Mähne zurück, während sie sich drehte.

Ich schaute auf ihren Rücken. Sie nahm mir den Blick auf die Person, die mich zum zweiten Mal gerettet hatte.

Die Stimme kannte ich. Nur hatte ich noch nicht herausgefunden, wem ich das alles zu verdanken hatte. Da sich Justine nicht von der Stelle bewegte, musste ich meine Lage verändern, schob mich so gut wie möglich zur Seite und hatte endlich ein relativ freies Sichtfeld.

Auch die andere Frau war blond!

Nur trug sie ihre Haar kurz geschnitten und auch strähnig. Hose, Jacke, Schuhe - alles war dunkel, und das Gesicht mit den kühl blickenden Augen zeigte nicht die Spur von Angst.

Die brauchte sie auch nicht zu haben, denn sie war selbst stark genug. Die Person, die in diese Vampirwelt und auch in

die Höhle eingedrungen war und mir wie ein herrlicher Traum vorkam, war keine Geringere als Nora Thorn ...

Nicht zu fassen, nicht zu begreifen!

Ich verlor die Übersicht. Hätte ich die Hände freigehabt, ich hätte mich sicherlich selbst gekniffen, um herauszufinden, ob ich träumte oder nicht.

Es war kein Traum. Die Frau mit dem runden, netten Gesicht und dem herzförmigen Mund gab es tatsächlich. Sie, die so harmlos aussah, aber auch ganz anders konnte. Die von einem Geheimnis umgeben war, das ich bisher noch nicht ergründet hatte. Ansätze waren vorhanden, mehr auch nicht. Ich hatte auch lange nichts mehr von ihr gehört, geschweige denn sie gesehen.

Jetzt war mir auch klar, wer den Schrei ausgestoßen hatte, und ich schöpfte wieder Hoffnung, denn Nora Thorn war bestimmt nicht gekommen, um sich auf die Seite meiner Feindin Justine zu stellen. Wie sie es geschafft hatte, die Vampirwelt zu betreten und sie auch heil zu durchqueren, das war mir ein Rätsel, aber sie war eine Person, die von zahlreichen Rätseln umgeben wurde.

Bestimmt war sie gekommen, um mich zu befreien. Dagegen würde Justine einiges haben, die im Moment nichts tat, weil sie die Überraschung verkraften musste.

»Du bist keine von uns«, würgte sie schließlich hervor.

»Nein.«

»Dann wirst du eben eine von uns werden. Ich habe lange nicht mehr das Blut einer Frau getrunken, aber das lässt sich leicht ändern.«

»Versuche es!«

Die Sicherheit, mit der Nora eine Antwort gegeben hatte, irritierte die Blutsaugerin. Sie war in diesen Augenblicken

tatsächlich überfordert. Leider schaute ich nur auf ihren Rücken, ich hätte gern gesehen, was sich in ihrem Gesicht abspielte. Sie dachte jedoch nicht daran, sich zu drehen. Sie konzentrierte sich weiterhin auf die unwillkommene Besucherin, die so gar keine Angst zeigte. So war die blonde Bestie gezwungen, einen Rückzieher zu machen.

Sie versuchte, sich elegant aus der Affäre zu ziehen. Lässig meinte sie: »Mit dir beschäftige ich mich später. Erst will ich von dir wissen, was dich hierher treibt.«

»John Sinclair.«

»Ha, dich auch?«

»Ich will ihn holen.«

Justine wurde noch wütender. »Keine Chance!«

Meine Retterin hob die Schultern. »Glaubst du denn, dass ich so einfach aufgeben werde? Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, das führe ich auch durch. Daran solltest du dich gewöhnen. Du wirst mich nicht aufhalten können. John gehört mir. Er weiß das, und ich will, dass er noch so am Leben bleibt, wie ich ihn kenne.«

Derartige Worte waren Justine wohl noch nie gesagt worden. Sie schaffte es nicht mal, eine Antwort zu geben, aber ich wusste, dass Nora Thorn nicht übertrieben hatte, obwohl sie auch für mich noch ein großes Rätsel war.

Ich kannte einfach zu wenig von ihr, aber sie war eine besondere Frau, auch wenn sie wie ein Mensch aussah. Kein Dämon in menschlicher Gestalt, sondern jemand, der ein bestimmtes Schicksal hinter sich hatte.

Nora Thorn gehörte zu den wenigen Personen, die von Außerirdischen entführt worden waren. Sie hatte für eine gewisse Zeit in einer anderen Welt gelebt, und dort war mit ihr experimentiert worden, bevor man sie wieder in die normale Welt entlassen hatte.

Als normal aussehende Person, aber trotzdem als eine veränderte. Man hatte ihr etwas mitgegeben, das sie anderen Men-

schen überlegen machte. Zudem war sie innerlich verändert worden, denn zwischen ihre Knochen war ein Metall implantiert worden, das anfing zu leuchten, was ich selbst gesehen hatte. Durch dieses Licht war die gesamte Knochenstruktur sichtbar geworden. Zudem war auf sie geschossen worden, aber sie hatte die Kugelleinschläge unverletzt überstanden. Man konnte sie durchaus als eine Superfrau bezeichnen, die sich auch nicht vor einem Blutsauger fürchtete.

Das alles wusste ich, aber nicht Justine, die sich bestimmt noch wundern würde.

»Gut, ich nehme es hin, dass du unsere Welt betreten hast. Es ist nur fraglich, ob du sie auch wieder so verlassen wirst wie du jetzt aussiehst. Wie immer du zu Sinclair stehst, ich würde es auch spannend finden, wenn ich euer beider Blut trinke. Davon kann ich nie genug bekommen.«

Nora blieb gelassen. »Nein, Justine, das schaffst du nicht. Es ist unmöglich.«

»Wer sagt das?«

»Ich.«

»Und wer bist du?«

»Nora Thorn!«

Justine begann zu lachen. Danach wiederholte sie den Namen einige Male, schüttelte den Kopf und lachte wieder. »Wer ist schon Nora Thorn? Wer will mir in meiner Welt etwas sagen? Keiner, denke ich, denn ich lasse mir nichts sagen und nichts befehlen. Hier herrsche ich. Hier trinke ich das Blut der Menschen, um mich zu kräftigen und überleben zu können. Alles andere interessiert mich nicht.«

»Sinclair gehört mir.«

»Nein!«

Ich meldete mich. »He, keinen Streit. Wie wäre es, wenn ich selbst entscheiden kann?«

Justine drehte sich um. »Halte dich zurück. Du bist noch immer ein Gefangener.«

»Das will ich ändern.«

Justine war es Leid. Es interessierte sie auch nicht, dass Nora dicht hinter ihr stand. Ihr Schrei war mehr ein Fauchen, und zugleich kippte sie mir entgegen.

Ich wusste, dass ich plötzlich in einer verdammten Gefahr schwebte. Ein Vampir beherrscht die Technik des Beißens meisterhaft, und da machte auch jemand wie Justine keine Ausnahme. Sie hatte ihr Maul bereits aufgerissen. Ich sah wieder diesen verdammten Glanz in ihren Augen, spürte die Hände auf meinen Schultern, als Nora Thorn eingriff.

Sie stand hinter Justine, und die Blutsaugerin bekam nicht die Spur einer Chance.

Nora riss sie in die Höhe, packte dann noch einmal zu und stemmte sie über ihren Kopf. Justine schrie wütend auf.

Das half ihr auch nichts. Zwar strampelte sie noch, aber Nora ließ sie nicht los. Sie beugte sich leicht zurück, und einen Augenblick später schleuderte sie sie tief in die Höhle hinein. Das alles sah so leicht und locker aus.

Ich sah von meinem Platz aus Justines Körper durch die Höhle fliegen. Licht und Schatten wechselten sich auch jetzt darauf ab. Dann prallte er irgendwo gegen die Wand. Ich hörte noch den satten Aufschlag und den Aufprall am Boden.

Für Nora Thorn war die Blutsaugerin mittlerweile erledigt. Sie rieb noch mal ihre Hände, drehte sich und stand jetzt direkt vor mir. Ich wollte ihr so viel sagen, aber in diesen Augenblicken war ich einfach sprachlos.

»Manchmal sind wir Frauen eben besser«, sagte sie und strich über meine Wangen.

Ich wusste nicht, was ich da noch sagen sollte. Außerdem fühlte ich mich nicht in der Lage dazu. Es lief einfach alles verkehrt und trotzdem so optimal für mich. Erst jetzt kam mir richtig zu Bewusstsein, dass mich Nora Thorn aus einer aussichtslosen Lage gerettet hatte. Wäre sie nicht gewesen, hätte mich Justine längst leer getrunken. Das musste man sich

mal überlegen.

Nora sagte nichts mehr. Sie handelte, während ich noch immer glaubte, einen Traum zu erleben. Meine Retterin beugte sich schräg über mich und machte sich an den Schlaufen der Fesseln zu schaffen. Ihre geschickten Finger lösten die beiden Knoten sehr schnell. Die Seidenbänder fielen nach unten. Sie landeten auf meinem Gesicht, von dem ich sie wegpustete.

»Bist du in der Lage aufzustehen, John?«

»Das denke ich schon.«

»Dann können wir gehen.«

Fast hätte ich laut gelacht. Wir können gehen. Ich schüttelte den Kopf. Wie locker und lässig sie das gesagt hatte. Aber hier war nicht London, hier gab es nicht die Welt, aus der ich kam. Ich fühlte mich auch weiterhin als ein Gefangener der Vampirwelt.

Meine Arme sanken langsam nach unten. Die Hände fielen auf die Oberschenkel. Von der starren Haltung waren sie etwas in Mitleidenschaft gezogen worden. In den Achselhöhlen spürte ich ihren Druck, als wären die Muskeln dort überanstrengt worden. Mit einem letzten Ruck richtete ich mich auf und blieb sitzen.

Nora kümmerte sich nicht um mich. Sie stand vor der Liege und hatte mir den Rücken zugeschlagen. Ihr Blick glitt durch das Innere der Höhle. Der Kerzenschein gab nicht nur Licht, er irritierte auch, sodass es fast unmöglich war, alles zu sehen. Es gab nur einen kleinen Ausschnitt.

Mit etwas steifen Bewegungen stand ich auf und blieb neben Nora stehen. »Ich besitze leider meine Waffen nicht mehr und werde dir wohl ein Klotz am Bein sein.«

»Das weiß ich.«

»Meinst du den Klotz?«

»Nein. Die Sache mit deinen Waffen.«

»Was weißt du eigentlich nicht?«, fragte ich sie.

»Das sollte uns kaum stören.«

Da hatte Nora Recht. Nur dachte ich anders darüber, denn ich wollte die Zusammenhänge wissen.

Nora schaute mich kurz an. »Ich denke, dass wir uns jetzt auf den Weg machen sollten. Oder willst du noch hier verweilen?«

»Bist du wahnsinnig?«

»Manchmal schon«, gab sie lachend zu.

Das Lachen hatte so echt geklungen und überhaupt nicht aufgesetzt. Ich hatte damit meine Probleme, denn in dieser verdammten Welt war mir das Lachen vergangen. Aber ich hieß auch nicht Nora Thorn, die jetzt nach vorn deutete. »Ich weiß, dass dort der Ausgang liegt. Wenn wir ihn erreicht haben, sehen wir weiter.«

»Ja, wenn. Aber da gibt es noch Justine.«

»Ach.« Jetzt sprach sie erstaunt. »Hast du vielleicht Angst vor ihr, John?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das kann man ruhig so sagen. Es gibt zwischen uns gravierende Unterschiede. Sie kann verdammt gefährlich sein, und ihre Kräfte sollte man nicht unterschätzen. Mich jedenfalls hat sie in meine Schranken gewiesen.«

»Ich bin nicht du!«

»Das stimmt.«

Ihre Selbstsicherheit machte mich nachdenklich. So wie Nora verhielt sich kein normaler Mensch; bei ihr war eben einiges umgepolzt worden und lief vieles anders.

Ich machte den Anfang und ging vor.

Mich beunruhigte, dass sich Justine nicht meldete. Egal, auf welche Art und Weise auch immer. Sie hielt sich geschickt zurück. Ich ging keinesfalls davon aus, dass sie durch den Wurf ausgeschaltet war. Ähnlich dachte auch Nora, denn sie blieb sehr wachsam an meiner Seite. Einige Kerzenflammen waren erloschen, doch genügend andere gaben Licht, und so konnten wir uns orientieren und in Schlangenlinien um die hellen Inseln herum zum Ausgang gehen.

»Du hast schon einen Plan, wie es weitergeht?«, flüsterte ich Nora zu.

»Bestimmt.«

»Und zwar?«

»Lass dich doch überraschen. Erst mal müssen wir hier raus. Da würde ich dir vorschlagen, dass du auf der Hut bist.«

»Danke, ich kenne Justine.«

»Tatsächlich?«

»Warum fragst du?«

»Nur so.«

Ich hob die Schultern und wollte nicht weiter über unsere Unterhaltung nachdenken. Aber ich konnte mir vorstellen, dass Nora Justine tatsächlich kannte. Vielleicht wusste sie sogar etwas über ihre Herkunft, die für mich nach wie vor im Dunkeln lag.

Noch waren wir allein. Nichts wies darauf hin, dass Justine auf uns wartete. Dem Frieden konnte man nicht trauen, denn Justine war eine Person, die nicht aufgab. Sie würde immer wieder zuschlagen, um ihre Gier zu befriedigen, auch wenn sie jetzt zwei Gegner vor sich hatte.

»Vorsicht, John!«, zischelte Nora und blieb stehen. »Irgendwo hier in der Nähe lauert sie.«

Wir sahen sie beide nicht. Aber ich konnte mich schon auf Noras Instinkt verlassen. Hätte ich mein Kreuz besessen, hätten die Dinge auch anders gelegen. So aber war ich »nackt«, und selbst die Beretta war mir abgenommen worden.

Das brachte mich wieder auf die Gedanken an Rosetti und das Rest House. Die Ereignisse lagen noch nicht lange zurück, aber es kam mir vor, als wäre alles nur Erinnerung. Dabei hatte der Fall dort begonnen. So harmlos, einfach nur mit einem Besuch. Dass ich dabei in einen Kreislauf des Bösen hineingeraten würde, das hätte ich mir nie träumen lassen. Aber es war passiert, und ich hatte auch nicht verhindern können, dass Vincent van Akkeren, der Grusel-Star, wieder erweckt worden

war. Er hatte sich mit Mallmann verbunden, sodass sie eine Allianz bildeten, die mich vernichten wollte. Noch hatten sie es nicht geschafft, und ich hatte wieder neuen Mut gefunden.

Nora schob sich nach vorn. Sie bedeutete mir, stehen zu bleiben, was ich auch tat. Hier musste ich ihr die Initiative überlassen, denn sie war besser als ich.

Dafür bekam ich Gelegenheit, mich umzuschauen. Der Eingang der Höhle war schon zu sehen. Im Licht der Kerzen malte er sich als Halbkreis ab. Dahinter war es finster. Da breitete sich die felsige Umgebung dieser Vampirwelt aus, in der Mallmann herrschte. Ich stellte mir schon jetzt die Frage, was passierte, wenn er uns angriff. Ob Nora dann auch so knallhart reagierte wie bei Justine Cavallo?

Sie war nicht mehr weitergegangen und stand jetzt in der Nähe zweier Kerzen. Es sah für mich so aus, als wollte sie sich bewusst von ihnen anleuchten lassen, um für Justine Cavallo ein Ziel zu bieten. Sie bewegte sich nicht, und ich wollte auch nicht länger warten. Deshalb ging ich auf sie zu.

Darauf hatte Justine Cavallo nur gewartet. Sie hatte sich eine bewusst besonders dunkle Stelle ausgesucht, die sie nun mit langen Sprüngen verließ. Und sie war so schnell, dass ich erst reagieren konnte, als sie dicht vor mir stand.

Wir prallten zusammen.

Ich hatte meine Fäuste hochreißen können und dabei ihr Kinn getroffen. Der Kopf wurde in den Nacken geschleudert. Ich hörte einen Fluch, sah das Gesicht leicht verschwimmen, dann griffen die Hände zu, um mich herumzuwirbeln.

Schon einmal hatte ich ihre Vampirkraft erlebt. Auch diesmal war sie mir überlegen. Ich konnte nichts dagegen tun. Sie schleuderte mich auf Nora zu, die mich mit einer lässigen Bewegung abfing und mich einfach zur Seite stellte. Nicht sehr sanft, denn ich prallte noch hart gegen die Innenwand.

Aber sie durfte keine Zeit verlieren, denn sie musste sich um Justine kümmern.

Die Blutsaugerin wollte es wissen. Sie hatte sich einmal überraschen lassen, ein zweites Mal sollte ihr das nicht passieren, und plötzlich war sie da.

Fast waagerecht flog sie auf Nora zu, die nicht zur Seite wich. Sie ließ Justine kommen, und beide Frauen prallten zusammen, wobei sie sich aneinander fest klammerten.

Was ich in der folgenden Zeit erlebte, war so etwas wie der Kampf der Giganten. Zwei weibliche Personen, zwei Feindinnen. Beide mit Kräften bedacht, die über die menschlichen hinausgingen, und die setzten sie auch ein.

Keine gab auf. Nora nicht, und Justine auch nicht. Sie hatte Nora als Erste losgelassen und erhielt noch einen Stoß, der sie gegen die Wand schmetterte. Dort fuhr sie mit einem wütenden Schrei herum und stürzte sich wieder auf ihre Feindin.

Nora Thorn zeigte, was sie konnte. Ob sie das Kickboxen bei ihren Entführern gelernt hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls beherrschte sie diese Kampfart perfekt. Mit Händen und Füßen wehrte sie den Angriff der Blutsaugerin ab, die gar nicht erst an sie herankam, obwohl sie immer wieder versuchte, ihre Zähne in einen Körperteil der Anderen zu schlagen.

Justine verlor die Übersicht. Sie war jetzt nur noch eine Kampfmaschine, die den Sieg wollte. Sie brüllte, sie fauchte, sie tauchte unter den Tritten weg, musste aber die Schläge der Hände einstecken, wurde zu Boden geschleudert, fing sich sehr schnell wieder und sprang hoch.

Beide schenkten sich nichts.

Sie kämpften verbissen. Inzwischen waren einige Kerzen umgefallen und erloschen. Es war dunkler in der Umgebung geworden, und auch ich bekam nicht mehr alles so deutlich mit.

Die wütenden Schreie hörten sich an wie die von Tieren. Auch Nora trug keine Waffe bei sich, mit der sie einen Vampir hätte vernichten können, sie musste es anders versuchen und tauchte wieder einmal unter Justines Armen hinweg, um sofort

wieder in die Höhe zu kommen. Für einen winzigen Moment war Justine deckungslos, und das nutzte Nora Thorn eiskalt aus.

Justine Cavallo wurden die langen Haare zum Verhängnis. In ihnen krallte sich Nora fest. Dabei blieb es nicht. Sie riss die Blutsaugerin zur Seite und schleuderte sie dann herum, wobei sie die Haare nicht losließ.

Justine brüllte.

Nicht vor Schmerz, sondern aus Zorn, denn sie musste einsehen, dass sie sich auf der Verliererstraße befand. Mitleid hatte ich nicht mit ihr. Sie sah aus wie ein nackter Vogel, der an einem Band festling, als sie im Kreis umhergewirbelt wurde.

Manchmal hoben die Füße vom Boden ab, dann schlugen sie wieder auf, flogen erneut hoch, bis Nora sie schließlich losließ. Ich duckte mich unwillkürlich, weil ich damit rechnete, getroffen zu werden, aber die Blutsaugerin war im letzten Augenblick noch in die Höhe gerissen worden, und diesen Weg setzte sie fort.

Sie fegte an mir vorbei der Decke entgegen und prallte wuchtig dagegen.

Einen Atemzug später fiel die fast nackte Vampirin wieder zu Boden und schlug dicht vor Noras Füßen auf.

Betäubt blieb sie bestimmt nicht liegen. Dass sie sich zunächst nicht bewegte, musste wohl daran liegen, dass sie einen Schock erhalten hatte. Es war ihr einfach nicht möglich, in die Höhe zu kommen, aber Nora wollte auf keinen Fall, dass sie sich ausruhte. Deshalb griff sie wieder zu. Beide Hände wühlten sich in das blonde Haar, dann riss meine Retterin Justine hoch und schleuderte sie wieder gegen die Wand.

Justine bewegte sich nicht. Sie sah malträtiert aus, aber sie war nicht erledigt, sondern nur durcheinander. Sie schüttelte den Kopf wie ein angeschlagener Boxer, riss ihn dann hoch und präsentierte uns ihr Gesicht mit dem aufgerissenen Maul.

Die Sucht nach dem Blut war nicht vorbei, und sie hatte sich

auch keine Knochen gebrochen.

»Aufpassen!«, schrie ich Nora zu.

Es war zu spät. Justine stürmte vor. Den Kopf hielt sie gesenkt, und sie rammte ihn in Noras Leib. Ich sah, wie sich Noras Gesicht veränderte. Plötzlich bekam sie keine Luft mehr. Sie sackte in die Knie und wurde von zwei stahlharten Händen gepackt.

Justine war in ihrem Element. Sie war wie von Sinnen. Sie brüllte und zerrte Nora an sich heran.

Es sah nicht gut für sie aus, und ich löste mich von meinem Zuschauerplatz. Mit zwei Sprüngen war ich bei den beiden. An den Haaren zerrte ich Justine von Nora weg. Die Hände glitten ab, und Nora konnte sich wieder bewegen.

Ich ließ Justine los, die noch etwas überrascht war, und ich bekam die Gelegenheit, mit beiden Handkanten zugleich zuzuschlagen. Gemeinsam wuchteten sie in den Nacken der Blutsaugerin, die wie vom Blitz gefällt vor meine Füße fiel.

Ihr Schrei gellte durch die Höhle. Justine war nicht bewusstlos und erst recht nicht tot, aber sie hatte die Übersicht verloren und schaffte es nicht, aufzustehen.

Plötzlich war Nora an meiner Seite. Sie hatte sich wieder erholt und wollte weitermachen.

»Ich breche ihr das Genick«, sagte sie. »Das ist wohl die einzige Möglichkeit.«

In dieser extremen Situation blieb mir nichts anderes übrig, als zu nicken. Es geschah automatisch, denn einen anderen Vorschlag hatte ich auch nicht. Man konnte einen Vampir durch das Abschlagen des Kopfes vernichten, ob jedoch ein Genickbruch reichte, wusste ich nicht.

Justine kroch über den Boden. Sie sah aus wie ein großer nackter Wurm, der Arme und Beine bekommen hatte. Sie bewegte den Kopf von links nach rechts, und hin und wieder sahen wir, wie ihre Zunge aus dem Maul hervorschoss.

Nora wollte es tatsächlich tun und mich von der blonden

Bestie befreien, aber Justine war trotzdem schneller.

Sie schleuderte ihren Körper auf den Rücken, dann in die Höhe und stieß die Beine vor.

Nora bekam den Tritt mit. Sie wurde am Hals erwischt. Ich hörte sie röcheln, und plötzlich hatte ich einfach nur den Wunsch, aus dieser verdammten Höhle zu verschwinden. Der Kampf hätte bestimmt keinen Sieger gefunden.

Während Justine die Chance nutzte und sich in den Hintergrund der Höhle zurückzog, kümmerte ich mich um Nora, die schwer atmend nach Luft schnappte und jetzt nichts dagegen hatte, dass ich sie weiterzog, und zwar dem Ausgang entgegen.

Sie schleifte mehr über den rauen Boden hinweg als dass sie ging. Ich zerrte sie dem Ausgang entgegen. Ich hörte sie dabei röcheln, und dann waren wir plötzlich draußen und hielten uns in dieser kalten und dunklen Welt auf.

Sie war mir fremd, sie war Nora fremd, aber wir mussten das Beste daraus machen. Was in der folgenden Zeit passierte, bekam ich gar nicht richtig mit. Ich schleifte Nora kurzerhand weiter. Ich stolperte, fing mich wieder, ich merkte auch, dass Nora wieder zu Kräften kam und kümmerte mich nicht um die Schatten, die hin und wieder als Flugwesen über unsere Köpfe huschten.

Als der Weg breiter wurde, die Felswände zurücktraten und ich die ersten Hütten sah, war mir klar, wo unser Ziel lag. Nicht in einer Hütte, sondern außen, gewissermaßen in ihrer Deckung und ihrem Schatten. Zusammen mit Nora stolperte ich noch über einige Steine, dann war ich am Ziel. Auf dem schrägen Boden fielen wir beide und waren froh, uns an der Außenseite der Hütte anlehnen zu können.

Ich hörte Nora scharf atmen, und auch ich musste um Atem ringen. Obwohl ich mich in den Kampf der beiden kaum eingemischt hatte, war das, was hinter mir lag, verdammt hart gewesen und nicht so leicht abzuschütteln.

Ich lebte noch. Ich hatte es mit Noras Hilfe auch geschafft,

der Höhle zu entkommen, aber das war auch alles. Noch steckten wir beide in dieser verdamten Welt fest. An ein Entkommen war noch längst nicht zu denken ...

Wäre ich jetzt von Justine angegriffen worden, hätte ich mich nicht wehren können, so kaputt war ich. Aber sie hielt sich zum Glück zurück, denn auch sie hatte etwas abbekommen und war wahrscheinlich dabei, ihre Blessuren zu pflegen.

Meiner Retterin ging es wieder besser. Nora hatte sich erholt, und im Gegensatz zu mir wirkte sie nicht erschöpft. Sie zeigte mir sogar ein Lächeln.«

»Habe ich mich schon bei dir bedankt?«, fragte ich.

»Nein. Wofür auch?«

»Dafür, dass ich noch ein normaler Mensch bin.«

»Das soll auch so bleiben.«

»Wunderbar.« Ich saß und streckte jetzt meine Beine aus. »Wir haben uns ja damals auf eine etwas ungewöhnliche Art und Weise kennen gelernt, und ich bin jetzt mehr als froh, dass dies passiert ist. Aber wer du wirklich bist, weiß ich noch immer nicht, und ich möchte dich auch nicht danach fragen, aber für mich ist es nach wie vor ein Rätsel, wie du es geschafft hast, diese verdamte Welt hier zu betreten. Wirklich, da muss ich einfach passen. Freiwillig geht man hier nicht hin. Man wird geholt, um als Blutspende auf zwei Beinen zu dienen. Oder sehe ich das alles nicht richtig.«

Nora stand nicht auf, sondern kniete sich nur hin. Dabei schaukelte sie auf und nieder. Ähnlich wie man es bei Liegestützen macht. Sie wollte wieder in Form kommen. Blessuren hatte sie kaum, und das war schon mehr als ungewöhnlich.

»Sei doch einfach froh, dass ich hier bei dir bin, John.«

»Klar, das bin ich auch. Trotzdem interessiert es mich.«

Nora stand auf. »Die Wahrheit werde ich dir irgendwann

sagen. Jetzt ist es wichtig, dass wir diese Welt wieder verlassen.«

»Super.« Ich musste lächeln. »Auf die gleiche Art und Weise, wie du in sie hineingekommen bist?«

»Oder du!«

Ich horchte auf und wusste, dass meine Frage damit beantwortet war. Auch sie hatte den Spiegel als Brücke benutzt, und als ich das aussprach, da lächelte sie.

Ich reichte ihr die Hand, und sie half mir auf die Beine. »Da kann wohl nicht mehr viel schief gehen.«

»Wenn du das sagst.«

»Kennst du den Weg?«

»Ich schließe mich dir an.«

»Alles klar.«

Ein lockeres Gespräch in gefährlicher Umgebung, denn ich ging davon aus, dass die Ruhe täuschte. Es war eine trügerische Stille, in der sich viel verbarg.

Nora schaute den Weg durch den Felsen zurück, aber sie blickte auch nach vorn. In dieser Welt existierten die Blutsauger, die natürlich sofort spürten, wenn sich wieder eine neue Beute in ihrer Nähe bewegte.

Ich war als Blutspender reserviert. Nora jedoch nicht. Auch wenn sie anders war, so floss in ihren Adern doch menschliches Blut, denn das hatten ihre Entführer nicht ausgetauscht.

Beide hörten wir das typische Geräusch, das es auch in unserer normalen Welt gab. Es war ein Knarren und Schleifen, das entsteht, wenn eine Tür geöffnet wird, die nicht eben perfekt in den Angeln hängt.

Nora deutete nach vorn. Sie meinte damit die Vorderseite des Hauses.

Bevor ich etwas sagen konnte, ging sie los. Sie huschte einfach weg, und ich folgte ihr mit wesentlich langsameren Schritten. Als ich um das Haus herumging, hörte ich den röchelnden Laut.

Nicht Nora hatte ihn abgegeben, sondern eine bleiche, ausgemergelte Vampirgestalt, die aus der Hütte gekommen war. Der Blutsauger war ihr in die Arme gelaufen und auch in den Griff, denn Nora hatte ihm einen Arm auf den Rücken gedreht.

Dann hörte ich es knacken.

Zwei Mal!

Danach hatte Nora dem Unhold beide Arme gebrochen. Sie packte den Körper und schleuderte ihn weg. Mit dem Kopf zuerst prallte der Vampir gegen die steinerne Hausmauer, fiel nach unten und blieb winselnd liegen.

»So macht man das«, sagte sie nur.

»Ja, das habe ich gesehen.«

Sie lächelte mir zu. »Ich brach ihm zuvor noch die Beine. Er wird kaum mehr in der Lage sein, sich Blut zu holen.« Sie schob mich zur Seite und betrat die Hütte durch den offenen Eingang.

Alles hatte man mir nicht abgenommen. So fand ich noch ein Feuerzeug in meiner rechten Hosentasche, schnickte es an und sah im Licht der tanzenden Flamme, dass die Hütte nicht leer war. Zwei weitere Blutsauger hielten sich darin auf. Sie hockten dicht zusammengedrängt auf einer schmalen Bank. Auch sie waren alt, und es war nicht mal zu erkennen, ob sie Männer oder Frauen waren.

»Du hast die Chance, John. Denn du hast das Feuer!« Nora lachte leise. »Sie sind nichts wert. Sie sind keine Menschen mehr. Sie wollen nur Blut. Verbrenn sie!«

Ich konnte mir gut vorstellen, dass die Lumpen, in die die Vampire eingehüllt waren, verdammt gut brannten. Sie mussten ausgetrocknet sein. Aber die beiden Untoten hatten uns gerochen. Sie freuten sich schon auf das Blut, denn sie schoben aus ihren Mäulern die dunklen Zungenspitzen hervor.

Nora handelte wieder schneller als ich. Bevor sich die Blutsauger trennten, war sie bei ihnen. Sie presste sie zusammen. »Jetzt, John«, sagte sie.

Ich hätte geschossen, ich hätte sie gepföhlt, also brauchte ich auch jetzt keine Rücksicht zu nehmen.

Wieder schnickte ich die Flamme an, als ich dicht bei ihnen stand. Der Rest war ein Kinderspiel. Das Feuer hatte nur auf eine so trockene Beute gewartet.

Augenblicklich standen die alten Lumpen in Flammen. Das Feuer fuhr mit seinen Zungen zuerst an einem Blutsauger hoch, dann an dem zweiten, der dicht neben dem ersten stand.

Nora ließ die beiden los und ging zurück. Neben mir blieb sie stehen. Ich sah, wie sie lächelte. Dann hörten wir das Schreien der Kreaturen, als die ausgetrocknete Haut von den Flammen erfasst wurde. Sie brannte wie Zunder. Funken und brennende Hautfetzen flogen mehr oder weniger träge durch die Luft, während die ausgemergelten und brennenden Blutsauger ihre Existenz aushauchten, sich noch dabei umarmten und beide gemeinsam zusammenbrachen.

Wir hatten die Hütte verlassen. Mich überkam plötzlich das Verlangen, die Beretta ziehen zu wollen, aber wo sie steckte, fasste ich ins Leere. Es war eine routinierte Bewegung, und ich hatte sie nicht grundlos durchgeführt.

Es musste sich herumgesprochen haben, dass wieder frisches Blut in der Nähe war, denn zahlreiche Gestalten hatten die umliegenden Hütten verlassen oder waren noch im Begriff, es zu tun. Ein halbes Dutzend alte, ausgemergelte Gestalten versperrten uns schon den Weg. Sie mussten zu denen gehören, die nie in die normale Welt geschickt wurden, um sich dort satt zu trinken. Sie bekamen, was andere ihnen übrig ließen, und es wurden auch immer mehr, denn aus den Hütten drängten weitere Gestalten nach.

»Schlagen wir einen Bogen oder kämpfen wir uns den Weg frei?«, fragte ich.

Nora Thorn lächelte mich an. Ihre Augen blitzten. Sie hatte keine Angst. Vor mir stand eine verwegen aussehende Frau, die bereit war, es mit allen Feinden aufzunehmen, die ihren

Weg kreuzten. »Wir nehmen keinen Umweg, John. Ich gehe vor!«

»Okay.«

Ich hatte automatisch zugestimmt, auch wenn mir so etwas neu war. Normalerweise war ich es immer, der den Anfang machte. In diesem Fall war Nora die Bessere von uns beiden, das musste ich neidlos anerkennen. Der Erfolg war wichtig und nicht die Person, die ihn errang.

Nora ging zügig. Sie wichen auch nicht von ihrem Weg ab, und das sahen auch die angefaulten Gestalten der Blutsauger, die sich zusammenrotteten, um ihr den Weg zu versperren.

Ich ging ihr bereits nach. Dabei behielt ich auch die Seiten im Auge, und auf mich hatten es die Blutsauger ebenfalls abgesehen. Sie hatten mich gesehen und wollten mein Blut.

Den Ersten schüttelte ich ab wie der Baum das welke Laub. Dann sah ich, dass Nora die meisten Blutsauger auf sich gezogen hatte, doch es machte ihr nichts aus. Die bleichen, krummen Finger griffen bereits nach ihr, da verwandelte sie sich von einem Augenblick zum anderen in ein wirbelndes Bündel Mensch. Sie schlug und trat um sich. Mit Händen und Füßen traf sie die Körper, die sehr geschwächt waren, da sie lange kein Blut mehr getrunken hatten.

Wie Kegel, die von einer Kugel erwischt worden waren, flogen die Gestalten zur Seite. Einige landeten dicht vor mir. Ich hörte sie jammern und krächzen. Sie flehten förmlich um mein Blut, aber ich trat mir den Weg frei, und vor mir war Nora dabei, einen letzten Vampir aus dem Weg zu schaffen.

Sie war in ihrem Element. Sie lachte lauthals auf. Beide Hände umklammerten die Fußknöchel des Untoten, dessen Körper sie beim Drehen leicht anhob.

Sie ging, drehte sich dabei weiter und ließ den Vampir erst los, als sie den richtigen Schwung bekommen hatte.

Er wirbelte durch die Luft. Er stieg sogar an und flog auf eines der Häuser zu, gegen dessen Dach er krachte. Die Ziegel

brachen unter dem Gewicht des Untoten ein, und er stürzte mit ihnen zusammen in das Haus hinein, wo er für uns nicht mehr zu sehen war.

Nora boxte leicht gegen meine rechte Seite. »Na also, John, das geht doch. Und sogar ohne Waffen.«

»Ja, für den Moment.«

»Alter Pessimist.«

»Bin ich nicht. Ich frage mich nur, wie es in einer Woche für uns aussehen würde.«

»Eine Woche bleibe ich nicht hier«, erwiederte sie lachend.

»Das hatte ich auch nicht vor. Aber noch sind wir nicht weg. Zudem darfst du nicht vergessen, dass diese Welt von einem gewissen Dracula II beherrscht wird. Ob der uns so einfach von hier verschwinden lassen wird, bezweifle ich.«

»Das wollte die Cavallo auch nicht.«

»Richtig, aber Mallmann ist stärker.«

Nora gab mir keine Antwort. Außerdem hatte es keinen Sinn, wenn wir Theorien wälzten. Wir mussten eben alles auf uns zukommen lassen und dann erst handeln.

Der Weg war frei, und ich hoffte, dass wir den Bau erreichten, in dem der Spiegel zu sehen war. Er nahm die gesamte Wand ein, und er war mehr als nur das.

Ich warf noch einen Blick zurück. In der Dunkelheit war nicht genau zu erkennen, was sich dort abspielte, aber einige der Gestalten hatten sich schon wieder aufgerafft. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie die Verfolgung aufnahmen.

Allerdings hatte ich weniger ihretwegen zurückgeblickt, denn mir ging es um eine andere Person. Justine Cavallo mochte alles sein, sie war nur nicht ausgeschaltet. Sie würde sich wieder erholen und uns mit ihrem wahnsinnigen Hass verfolgen.

Das Wegbleiben des Will Mallmann bereitete mir ebenfalls Sorgen. Dass er nicht eingegriffen hatte, war so untypisch für ihn gewesen. Ein derartiges Blutgeschenk hätte er sich nicht

entgehen lassen.

Wir näherten uns dem Haus. Es war auch mehr eine Hütte. Ungefähr in der Größe einer Blockhütte und mit einem leicht abgeschrägten Dach. Ich hatte sie als eine Zentrale angesehen, und auch Nora Thorn dachte ebenso.

Sie war stehen geblieben. Ihre Forschheit hatte sich in eine gewisse Nachdenklichkeit verwandelt. So wie sie sah ein Mensch aus, dem einiges durch den Kopf ging.

Die Hütte lag wie auf dem Präsentierteller. Ich musste daran denken, wen ich in diesem verdamten Spiegel gesehen hatte. Vincent van Akkeren, der Stellvertreter des Dämons Baphomet. Er und Mallmann hatten sich verbündet. Deshalb konnte es durchaus sein, dass die beiden auch jetzt zusammen waren und Mallmann sich deshalb nicht zeigte.

»Vermutest du Mallmann in der Hütte?«, fragte Nora, als wäre diese Person für sie eine Selbstverständlichkeit.

»Ich habe keine Ahnung«, gab ich mit leiser Stimme zu. »Es kann auch sein, dass er sich zusammen mit van Akkeren in der normalen Welt aufhält, um dort seine Akzente zu setzen. Mich hat er ja in den Händen seiner Partnerin gewähnt.«

»Wer ist van Akkeren?«

»Ein menschlicher Dämon.«

»Habe ich nie gehört.«

»Es gibt ihn leider. Auch ich dachte, dass er in der Hölle schmoren würde, aber ich habe mich geirrt. Man irrt sich eben oft im Leben, und es gibt immer wieder Überraschungen, da brauche ich nur an dich zu denken.«

»Aber ich bin eine positive.«

»Glücklicherweise.«

»Dann lass uns gehen und nachschauen.«

Ich kannte die Gefühle meiner Begleiterin nicht, meine jedoch waren gemischt, um es freundlich auszudrücken. Tatsächlich spürte ich die Schatten der Angst. Es kam noch immer daher, dass ich in dieser feindlichen Umwelt waffenlos

war. So etwas war ich einfach nicht gewohnt.

Wir sicherten nach allen Seiten hin ab. Es gab nichts mehr zu bekämpfen. Die nächsten Vampire waren weit von uns entfernt. Als dunkle, wie geschnitzt wirkende Schattenwesen segelten sie durch den dunkelgrauen Himmel.

Es hatte sich nichts verändert. Noch immer gab es die Tür, die wir nur aufstoßen mussten, um die Hütte zu betreten.

Das taten wir nicht.

Wie abgesprochen warteten wir ab und neigten unsere Ohren gegen das Holz. Zu hören gab es nichts. Innerhalb der Hütte herrschte eine Grabesstille. Als mich Nora Thorn mit einem entsprechenden Blick anschaute, da nickte ich.

Sie öffnete die Tür zuerst. Ging einen Schritt, blieb dann sprungbereit stehen und entspannte sich wieder, als sie feststellte, dass der Raum leer war.

Ich schob mich an ihr vorbei und blieb neben einem der Fenster stehen. Ich wusste nicht, ob ich enttäuscht sein sollte oder nicht, zunächst war ich beruhigt,

dass wir nicht angegriffen worden waren und sich auch Mallmann nicht in der Nähe aufhielt.

Wichtig war eine Wand!

Ich hatte sie als Spiegel gesehen. Ich erinnerte mich verdammt deutlich an die Gestalt des Vincent van Akkeren, der seinen Triumph nicht hatte unterdrücken können. Dieser Spiegel oder diese Seite war das eine Ende der Brücke, deren Beginn sich im Rest House befand. Von dort aus hatte man mich in die andere Welt hier geschleppt, nachdem ich reingelegt und überwältigt worden war.

Und jetzt?

Ich wusste nicht, was ich von dieser Szenerie halten sollte. Sie war auf ein Normalmaß geschrumpft. Es zeigte sich niemand in der mattdunklen Fläche, und ich kam mir Nora gegenüber beinahe schon wie ein Lügner vor.

Mit kaum hörbaren Schritten ging die Frau im Haus auf und

ab. Auch sie war durch den Spiegel in diese Welt gekommen, doch sie hatte mir noch nicht gesagt, wie ihr das gelungen war. Im Rest House oder in seiner Nähe hatte ich sie nicht gesehen.

Es war nicht zu dunkel. Wir konnten uns gegenseitig erkennen und uns auch in die Gesichter schauen. Der Optimismus war aus Noras Zügen verschwunden und hatte eher einer gewissen Nachdenklichkeit Platz geschaffen.

»Was sind deine Probleme?«, fragte ich.

»Wohl die gleichen wie deine.«

»Der Rückweg.«

»Was sonst?«

»Sollen wir es versuchen?« Sie ging auf die Spiegelwand zu.

Ich hätte ebenso gehandelt, aber ich ließ ihr den Vortritt. Sie strich mit den Händen über die Fläche hinweg und schüttelte dabei leicht den Kopf. »Die Fläche ist nicht normal, John.«

»Was stört dich?«

»Sie fühlt sich so kalt an. Nicht kalt wie Eis, etwas wärmer, aber schon unnatürlich.«

Ich wartete, bis sie die Hände wieder gesenkt hatte und testete den Spiegel ebenfalls.

Ja, die ungewöhnliche Wand fühlte sich kalt an. Nicht wie Eis, aber es war eine trockene Kälte, die aus irgendwelchen winzigen Teilen gegen meine warme Haut drang.

Ich zog die Hand zurück, krümmte den Zeigefinger und klopfte gegen die Wand. Das dabei entstehende Geräusch hörte sich seltsam an. Dumpf, als wäre die Wand gefüllt, aber zugleich auch hohl mit einem leichten Nachhall.

Ich runzelte die Stirn und wandte mich dabei an Nora Thorn.

»Sagt dir dieses Geräusch etwas?«

»Nur so viel, dass wir es hier nicht mit einem normalen Spiegel zu tun haben.« Sie bückte sich etwas und legte ihren Kopf schräg, sodass sie waagerecht an der Fläche entlangschauen konnte. Den Kommentar gab sie mit leiser Stimme.

»Sie ist auch nicht glatt, John, sondern leicht wolkig. Aller-

dings nur zu sehen und nicht zu spüren. Ich kann dir beim besten Willen nicht sagen, was ich davon halten soll. Vielleicht wird sie es uns irgendwann mal selbst erläutern.«

»Da hätten dir die Außerirdischen ruhig mehr beibringen können«, erwiderte ich ungehalten.

»Bitte, John ...«

»Sorry, aber manchmal brennen auch bei mir die Sicherungen durch. In diesem verdammt Fall habe ich bisher nur etwas auf die Mütze bekommen, und das regt mich einfach auf.«

Nora trat wieder zurück. Ihr Blick schweifte über die Spiegelfläche hinweg. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie nur von einer Seite durchlässig ist. Es muss noch einen anderen Einstieg geben, denke ich mir. Aber dazu müsste man so etwas wie einen Schlüssel besitzen, und den haben wir nicht.

»Oder Mallmann.«

»Vergiss unsere Freundin Justine nicht.«

»Klar, ich ...«

Wir hörten beide das hässliche Lachen hinter uns. Es lachte eine Frau, und wir wussten, wer da gekommen war.

Vampire besitzen kein Spiegelbild. Sonst hätten wir sie in der Wand gesehen.

So aber fuhren wir zur gleichen Zeit herum, sahen sie in der offenen Tür stehen, und sie sah beileibe nicht aus wie eine Verliererin ...

Justine war auch nicht mehr nackt. Sie hatte sich wieder dazu entschlossen, ihre rote Lederhose und auch die dunkle Jacke anzuziehen. Das blonde Haar sah in dieser grauen Dunkelheit fast wie kaltes Silber aus. Ihre Lippen zeigten ein Lächeln wie es höhnischer nicht sein konnte, und mit einer lässigen Bewegung hob sie die Schultern. »Man kann ja nicht immer gewinnen, auch wenn man denkt, man hätte es geschafft.« Sie betrat

die Hütte. Dabei nickte sie gegen die Spiegelwand. »Euer Problem, nicht?«

»Das können wir nicht abstreiten«, gab ich zu.

Justine stemmte die Hände in die Seiten. »Manchmal können Türen auch verschlossen sein. Oder glaubt ihr, dass ein Entkommen aus dieser Welt so einfach ist?«

»Nein, wir hatten uns das auch nicht vorgestellt.« Ich grinste sie scharf an. »Aber ich sehe es als positiv an, dass du bei uns hier erschienen bist. Du wirst uns sicherlich dabei behilflich sein, das Tor zu öffnen.«

»Ohne Mallmann?«

»Hol ihn her.«

Sie lachte uns aus. »John, er ist nicht mehr hier. Wäre er das, hättest ihr wohl kaum fliehen können.«

»Was trieb ihn denn weg?«

Sie hob die Schultern. »Das kann ich euch sagen. Es gibt da kaum Probleme. Er hat versprochen, seinem neuen Freund Vincent van Akkeren behilflich zu sein. Und dieses Versprechen hat er eingehalten. Er ist zu ihm gegangen, um die ersten Zeichen zu setzen und van Akkeren den Weg frei zu machen.«

»Dann weißt du sicherlich, wo sich die beiden aufhalten?« Ich hatte nur so dahin gefragt, doch dann war ich schon erstaunt, als ich eine Antwort bekam.

»Ja, Mallmann und van Akkeren haben sich ein besonderes Ziel ausgesucht, John. Ein Kloster.«

»Ach, das Rest House.«

»Nein, das ist vorbei. Dort gibt es nur noch Tote. Die Welt ist voll mit Klöstern. Eines davon liegt im Süden Frankreichs und ist so etwas wie eine Brutstätte für die Feinde des Vincent van Akkeren. Dort wird der Hebel angesetzt.«

Ich sagte nichts mehr, aber es ging mir schlagartig schlecht. Justine brauchte nicht mehr zu sagen. Ich wusste genau, von welchem Kloster die Rede war. Es lag in Alet-les-Bains. Der Abt des Klosters, Abbe Bloch, zählte zu meinen besten

Freunden und zugleich zu den Todfeinden des Vincent van Akkeren ...

Was in den letzten Stunden auf Godwin de Salier eingestürmt war, das müsste der Templer zunächst einmal verkraften. Es war kein Angriff gewesen, dennoch fühlte er sich, als wäre er körperlich am Boden, denn was der Abbe ihm gesagt und wie er sich dabei verhalten hatte, war ihm völlig neu und auch fremd gewesen.

Er hatte den Anführer der Templer ausgelaugt, verzehrt, depressiv und ohne jegliche Perspektive erlebt, wobei er sich zudem noch mit dem eigenen Tod beschäftigt hatte.

Und auch mit seiner Nachfolge!

Die war, wenn es nach dem Abbe ging, gesichert. Godwin de Salier sollte sie übernehmen. Ihn hatte der Abbe zu seinem Nachfolger bestimmt, und in dieser Rolle fühlte sich der Templer alles andere als wohl. Er fühlte sich noch zu jung, um da einzusteigen. Außerdem war Bloch noch nicht gestorben. Auch wenn er sich nicht mehr von seiner stärksten Seite zeigte, brauchte er nicht an einen Nachfolger zu denken, höchstens an einen Unterstützer.

De Salier würde alles tun, um ihn davon zu überzeugen. Im Innern seines Herzens wusste er allerdings, dass es keinen Sinn hatte, wenn er dagegen sprach. Bloch hatte sich zu einem Entschluss durchgerungen, und er war ein Mensch, der daran nichts änderte.

Dass er so reagiert hatte, konnte auch mit der nachlassenden Kraft des Würfels zusammenhängen. Dieser so wichtige Gegenstand brachte ihm nicht mehr die Informationen, die er brauchte. Das hatte de Salier selbst erlebt, und die Tatsache brachte auch ihn ins Grübeln. Jemand hatte sich den Kräften des Würfels entgegengestemmt. Das konnte nur jemand sein,

der sehr stark war, und beide Templer wussten, wer da aus der Hölle gestiegen war. Kein Geringerer als Vincent van Akkeren, der Grusel-Star. Ein überaus Mächtiger, der sich als Inkarnation des Dämons Baphomet ansah und alles daransetzen würde, um die Templer-Riege um Abbe Bloch zu vernichten.

Er war auf dem Weg!

Das wusste Bloch, das wusste auch Godwin de Salier. So stellte sich die Frage, wie diese verfluchte Gestalt gestoppt werden konnte. Vor Jahren war es gelungen. Da hatten John Sinclair und Suko eingegriffen, doch sie waren durch einen perfiden Plan schon von vornherein kalt gestellt worden, damit so etwas nicht mehr vorkam.

Der junge Templer war nach dem Gespräch mit dem Abbe in sein Zimmer gegangen. Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte, die Last der Verantwortung lag einzig und allein auf ihm. Er musste eine Entscheidung treffen, und zwar noch in dieser Nacht.

Mutterseelenallein stand er vor dem Fenster, schaute hinein in die immer dunkler werdende Nacht und sah dabei den Wolken zu, die sich mehr und mehr zusammenschoben, um auch die letzten grauen Flecken zu vertilgen.

Er bewegte hin und wieder seine Lippen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Die Stirn warf ein Faltenmuster, da er so stark nachdachte. Er spürte den Schweiß auf seinen Händen und ebenfalls unter den Achseln. Sein Atem floss aus dem Mund und hinterließ einen Flecken auf der Fensterscheibe.

Das Herz schlug schneller als gewöhnlich. Manchmal rauschte auch das Blut in seinen Ohren, und als er sich vom Fenster wegdrehte, erwischte ihn tatsächlich ein leichter Schwindel.

Van Akkeren war unterwegs. Er hatte es geschafft. Er musste mächtige Helfer gehabt haben, und man konnte nicht nur sagen, dass der Grusel-Star zurück war, sondern auch Baphomet selbst, denn van Akkeren sah sich als dessen Reinkarnation an, was letztendlich auch stimmte, wobei de Salier keine

Möglichkeit wusste, um den Dämon zu stoppen. Zudem war van Akkeren nicht als solcher zu erkennen. Er konnte sich zwischen den Menschen bewegen, ohne aufzufallen, und genau das empfand der einsame Mann als so schlimm.

Er schaute auf die Tür.

Wenn er sie öffnete und das Zimmer verließ, dann musste er zu einem Entschluss gekommen sein. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Es würde ein einsamer Entschluss sein, der aber nicht einsam bleiben konnte, denn er musste die anderen Templer darüber informieren. Genaues wussten sie nicht. Sie hatten wohl gespürt, dass nicht mehr alles im Lot war und hatten das Recht, Antworten zu verlangen.

Die würden sie an diesem späten Abend noch bekommen. Gemeinsam mussten sie abwarten, was in der Nacht passierte. Für de Salier stand fest, dass es keine Nacht wie viele andere werden würde. Es konnte die Nacht des Grusel-Stars werden, in der er seinen ersten Sieg errang.

Wenn die Freunde informiert waren, dann wollte sich de Salier um den Abbe kümmern. Auf keinen Fall durfte er in seinem depressiven Zustand allein gelassen werden. Außerdem würde sich jemand wie van Akkeren zuerst an Bloch rächen, denn ihn hasste er, weil er die gleiche Funktion ausfüllte, die van Akkeren selbst gern eingenommen hätte, was ihm bisher nicht möglich gewesen war.

Es war für Godwin de Salier kein Problem, die anderen Templer zusammenzurufen. Treffpunkt war der Besprechungsraum in der unteren Etage. Der Reihe nach trafen die Männer ein. Nur die wenigen Wachen blieben außen vor. Doch sie würden von ihren Freunden nachinformiert werden.

De Salier ließ sich nichts anmerken. Der Raum war mit modernster Technik ausgestattet, die Godwin jetzt nicht brauchte. Keiner der Ankommenden stellte eine Frage, aber jeder ahnte, dass etwas Bestimmtes auf sie zukam.

Godwin wartete, bis alle Männer ihre Plätze eingenommen

hatten. Danach setzte er sich ebenfalls. Er wollte nicht am Ende des langen Tisches wie ein Redner stehen und auf die Freunde herabschauen - das hätte der Abbe auch nicht getan -, er fühlte sich als einer von ihnen, auch wenn die anderen ihn als zweiten »Chef« akzeptierten, weil der Abbe seinen Rücktritt hin und wieder hatte durchblicken lassen.

Wenn es zwischen den Templern zu einer Besprechung kam, war das Thema nie lustig. Auch jetzt war dem Gesicht des Redners anzusehen, dass es um schwerwiegende Probleme ging, denn auf der Stirn des blonden Mannes zeichneten sich einige Sorgenfalten ab. Das Wissen um van Akkerens Rückkehr hatte er bisher für sich behalten. Er wusste auch, dass nicht alle seine Templer-Freunde den Mensch-Dämonen in Aktion erlebt hatten, aber der Name war ihnen schon ein Begriff.

De Salier nickte seinen Freunden zu und bedankte sich mit leiser Stimme, weil alle so schnell gekommen waren. Dann kam er zum eigentlichen Thema.

»Es ist leider eine traurige Wahrheit, dass ich euch über die Rückkehr eines unserer gefährlichsten Feinde aufklären muss. Und diese Wiederkehr hat bereits stattgefunden, ohne dass der Abbe oder ich etwas dagegen unternehmen können. Die Person, von der ich spreche, ist nicht so leicht einzuordnen. Man kann sie als einen Menschen bezeichnen, aber auch als die Reinkarnation eines sehr mächtigen und gefährlichen Dämons. Ich spreche hier von Vincent van Akkeren.«

Nach diesen Worten legte er bewusst eine Pause ein, weil er die Worte wirken lassen wollte.

Die Templer schauten sich an. Alle wurden blass, denn die Eröffnung hatte sie schockiert. Sie konnten mit dem Namen van Akkeren etwas anfangen, die Älteren unter ihnen erinnerten sich noch gut an den Stress, den sie mit ihm erlebt hatten, und es war ein Templer mit grauem Bart, der kurz den Arm hob und dann eine Frage stellte.

»Aber van Akkeren existiert nicht mehr. Es wurde immer behauptet, dass er in der Hölle schmort.«

»Ja, das ist richtig. Behauptet wurde dies. Und es war auch nicht falsch«, fügte de Salier hinzu, »nur ist es leider nicht endgültig gewesen. Van Akkeren hat es geschafft, freizukommen, und daran ist leider nicht zu rütteln. Fragt mich nicht, wie das geschehen ist, ich weiß nur, dass er einen Verbündeten gehabt hat. So jedenfalls zeigte es uns der Würfel.« De Salier holte tief Luft. »Und da er jetzt frei ist, müssen wir damit rechnen, dass er da wieder anfangen wird, wo er aufgehört hat. Er ist machtbesessen. Er will Rache. Er wird seine Niederlage nicht vergessen haben. Er wird es den Templern heimzahlen, das heißt, er wird sich dabei an uns halten, denn wir sind seine stärksten Feinde gewesen, weil wir den Weg, den er gegangen ist, nicht mitgegangen, sondern auf der anderen Seite, der richtigen, geblieben sind. Van Akkeren wurde damals von unseren Freunden John Sinclair und Suko gejagt. Sie konnten ihn ausschalten. Leider nicht für immer, denn die Hölle wollte ihn nicht mehr.«

Nach dieser etwas längeren Passage legte Godwin eine Pause ein, um die Worte wirken zu lassen. Seine Freunde verfielen nicht in Panik. Sie schauten sich an, sie dachten nach, und es war klar, dass sie auch Fragen hatten.

»Dann müssten doch Sinclair und Suko ebenfalls informiert werden«, hörte de Salier.

»Das ist richtig. Es ist auch alles so gelaufen. Beide arbeiten an diesem Fall. Wobei ich von John Sinclair leider nichts gehört habe. Er scheint verschollen zu sein. Suko kümmerte sich um eine Sache in England, die allerdings auch mit unserem Fall in einem Zusammenhang steht.

Wie weit er gekommen ist, weiß ich nicht. Aber große Erfolge können beide nicht erreicht haben. Wir müssen davon ausgehen, dass wir hier auf uns allein gestellt sind.«

»Dann müssen wir auch mit einem Angriff rechnen?«

»Ja.«

»Wann?«

De Salier zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Wir haben auch keine Beweise, die darauf hindeuten, dass er sich schon in der Nähe befindet. Doch van Akkeren ist jemand, der plötzlich und ohne jede Vorwarnung erscheinen kann. Er schlägt dann blitzschnell zu, und wir haben leider das Nachsehen. Das müssen wir uns immer vor Augen halten. Ich weiß auch nicht, welche Pläne der Grusel-Star, wie er auch genannt wurde, verfolgt, wir müssen uns nur darauf einrichten, dass er uns mit all seinem Hass verfolgen wird und sich dabei auch auf bestimmte Hilfe verlassen kann. Er tritt nie ganz allein auf. Es gibt immer wieder Menschen und auch dämonische Wesen, die sich auf seine Seite schlagen. Er wird versuchen, eine Truppe aufzubauen, die ähnlich der unseren ist, nur verfolgt er andere Ziele. Für die Zukunft bedeutet dies, dass wir ausgesprochen wachsam sein müssen und dass jede Veränderung sofort gemeldet werden muss.«

Die Männer schauten sich an. Es stand keine Angst in ihren Augen oder Gesichtern zu lesen, doch eine gewisse Besorgnis konnte ihnen nicht abgesprochen werden.

De Salier legte eine längere Pause ein. Er trank einen kleinen Schluck Wasser, schaute zum Fenster hin und sah, dass es draußen dunkel geworden war. Das Licht einer Außenleuchte war nur als schwaches Schimmern zu sehen.

»Wie können wir ihn stoppen?«

Auf diese Frage hatte de Salier gewartet. Er runzelte die Stirn, dachte einige Sekunden nach und zuckte dann mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Wir müssen uns stets auf die jeweilige Situation einstellen und dann auf der Stelle entscheiden.«

»Was sagt der Abbe dazu?«

De Salier hatte gewusst, dass jemand die Frage stellen würde. Er hatte sich auch eine Antwort zurechtgelegt. »Der Abbe hat mich nicht grundlos vorgeschickt«, erklärte er. »Ich vertrete

ihn, und wie es aussieht, werde ich ihn auch in Zukunft vertreten.«

»Hört er auf?«

Es war eine Frage, in der die Überraschung mitschwang, und der Templer wusste im Moment nicht, wie er sie beantworten wollte. »Nein«, sagte er schließlich, »er wird nicht aufgeben. Aber es wird sich einiges verändern. Der Abbe fühlt sich nicht mehr stark genug, um unser Kloster hier zu leiten. Er gibt diese Stelle an mich ab, bleibt allerdings noch als eine graue Eminenz im Hintergrund. Ich habe euch dies als Vorinformation gegeben, weil ich denke, dass Bloch sich noch an euch wenden wird, um euch alles genau zu erklären. Zunächst muss die Sache mit van Akkeren durchgestanden sein.«

Dass der Abbe stark an sein Ende dachte, das behielt Godwin de Salier für sich. Es sollte auch niemand vorläufig darüber Bescheid wissen. Bloch würde sicherlich bald anders denken, so hoffte der jüngere Templer.

Auch diese Information hatte die Männer überraschend getroffen. Sie sprachen nicht viel miteinander, doch wenn sie redeten, dann taten sie es flüsternd.

»Ist er krank?«

»Nein, er fühlt sich nur nicht mehr so stark«, erwiderte de Salier. »Keiner von euch sollte vergessen, was der Abbe hinter sich hat. Sein Leben war mit Gefahren gespickt, und er hat sich in den Dienst einer Sache gestellt, die sehr wohl an den Nerven zerrt. Sogar blind ist er für eine Weile gewesen, doch er hat niemals aufgegeben. Das muss man ihm hoch anrechnen. Aber jetzt hat er ein Alter erreicht, in dem er sagt, dass es vorbei ist. Es geht nicht mehr so weiter. Ich denke, dass er dafür unseren Respekt und unsere Anerkennung verdient. Wenn also Probleme auftauchen, dann wird es eure Pflicht sein, sich an mich zu wenden, obwohl ich noch nicht offiziell die Nachfolge übernommen habe, was allerdings bald eintreten wird.«

»Müssen wir mit großen Veränderungen rechnen?«, erkun-

digte sich ein Templer, der am Ende des Tisches saß.

»Nein, das müsst ihr nicht. Ich werde diese Gruppe hier in seinem Namen leiten. Außerdem ist er nicht aus der Welt. Er denkt nicht daran, das Kloster zu verlassen. Es ist sein Lebenswerk, und er wird solange daran fest halten, wie ihm der Herrgott die Zeit gibt, auf der Erde zu weilen. Ich werde ihn ebenfalls noch als Ratgeber gebrauchen können, und viele meiner Entscheidungen werden zudem mit ihm abgesprochen sein. Es wird sich also nichts ändern und nur so etwas wie einen fließenden Übergang geben.«

Die Templer hatten verstanden. Sie nickten. Sie waren auch beruhigt. Natürlich würde sich jeder seine Gedanken machen, aber sie hatten auch Godwin de Salier akzeptiert, und das nicht erst seit dem heutigen Tag, sondern schon immer. Sie wussten, dass er der Beste unter ihnen war und es ihm gebührte, die Nachfolge des Abbe Bloch anzutreten, wenn es dann soweit war.

De Salier legte seine Hände flach auf den Tisch und nahm den Faden wieder auf. »Nachdem dies geregelt ist und ihr Bescheid wisst, komme ich noch mal zu den eigentlichen Problemen. Mir ist nicht bekannt, ob sich Baphomet schon eine Hausmacht aufgebaut hat. Damit rechnen müssen wir, aber wir können auch in Erwägung ziehen, dass er zunächst allein oder nur mit einem oder zwei Helfern hierher kommt, um seine ersten Zeichen zu setzen. Wenn er bei uns eintrifft, wird er keine Rücksicht kennen. Ein Menschenleben zählt für van Akkeren nichts. Er will die Macht. Er will als Mensch die Stellung eines hohen Dämons einnehmen, der sich nur sich selbst gegenüber verpflichtet sieht und keinem anderen. Er gehört keiner dämonischen Gruppe an, die sich von anderen leiten lässt. Wenn es ihm gelingt, uns zu zerschlagen und seine Richtlinien an die Stelle zu setzen, dann ist er zufrieden. Aber soweit darf es nicht kommen, obwohl er sich eine Unterstützung zugesichert hat. Der Abbe und ich konnten noch nicht den

vollständigen Beweis erbringen, doch wir müssen damit rechnen, dass er die Vampire auf seine Seite hat ziehen können. Das wollte ich euch mitteilen.« Er räusperte sich und musste wieder einen Schluck Wasser trinken. »Vampire, das können auch Fledermäuse bedeuten. Und zwar keine normalen, sondern sehr große, die plötzlich über unserem Haus als Beobachter schweben. Wir müssen mit allem rechnen, und das Unwahrscheinliche kann plötzlich wahrscheinlich werden. Zum Glück sind wir gewappnet oder gewarnt, deshalb werden wir dagegenhalten.« Er hob eine Hand. »Wir müssen uns nun darüber klar werden, wie wir die Wachen einteilen, denn von nun an wird sich unser Tagesablauf ändern.«

»Doppelwachen, Godwin?«

»Das hatte ich mir vorgestellt. Und ich denke, dass die Ablösung in zweistündigem Rhythmus erfolgen sollte, denn jeder von uns muss auch in der Nacht Schlaf bekommen.«

Die Templer waren dafür. Sie machten untereinander aus, wie sie ihre Posten und Ablösungen regeln wollten.

De Salier blieb auf seinem Stuhl sitzen. Er war froh, soverständnisvolle Freunde zu haben. Schweigend schaute er nach vorn und sah, wie der graubärtige Templer mit den ebenfalls grauen Haaren langsam in seine Richtung ging.

Neben Godwin blieb er stehen und beugte sich zu dem Sitzenden hinab. »Sei ehrlich, Godwin, wie schlecht geht es dem Abbe wirklich?«

»Es geht ihm nicht schlecht.«

»Hör auf, das kannst du mir nicht erzählen. Es geht ihm aber auch nicht gut.«

»Er ist älter geworden. Er findet nicht mehr die Kraft. Außerdem hat ihm die Rückkehr des Grusel-Stars einen regelrechten Tiefschlag versetzt, von dem er sich nur schwerlich erholen wird. Er kommt sich schon vor wie ein Versager, und er weiß, dass er nicht mehr die Kraft hat, gegen van Akkeren und damit auch gegen Baphomet zu kämpfen. Er ist irgendwo ausge-

brannt und leer.«

»Dann war es eine gute Wahl, dich zum Nachfolger zu bestimmen.«

»Danke, Michel.«

Der Templer stellte eine weitere Frage. »Denkt der Abbe dabei auch an seinen Tod?«

Godwin wusste, dass es keinen Sinn hatte, zu lügen. »Ja«, sagte er deshalb, »an ihn denkt er auch. Es ist ganz natürlich für einen Mann in seinem Alter.«

Michel nickte. »Dabei beschäftigt er sich doch auch mit möglicherweise seinem speziellen Ende - oder nicht?«

»Das kann sein.«

»Ist es so?«

»Er hat davon gesprochen«, gab Godwin leise zu. »Die Rückkehr van Akkerens hat ihm Angst gemacht. Bloch fühlt sich überfordert und fürchtet sich davor, die falschen Entscheidungen zu treffen. Auch deshalb hat er den Stab an mich weitergegeben.«

»Dann tue du das Richtige, mein Freund.« Michel klopfte Godwin auf die Schulter nickte ihm zu und ging zu den anderen.

Auch de Salier stand auf. Seine Freunde hatten es mittlerweile geschafft, die Wachen einzuteilen. Godwin schaute in die Gesichter der Templer. Sie alle zeigten eine gewisse Entschlossenheit. Für den Templer der Beweis, dass sie nicht bereit waren, klein beizugeben.

Er schärfte ihnen noch einmal ein, ihn sofort zu informieren, wenn etwas Ungewöhnliches geschehen würde, so abstrakt der Vorgang auch sein mochte.

»Wir werden es schaffen.«

»Das hoffe ich auch.«

Sie wollten auseinander gehen. Einige schritten schon auf die Tür zu. Jemand öffnete sie, und genau in diesem Augenblick passierte es.

Es geschah ohne Vorwarnung, und es hatte auch direkt nichts mit van Akkeren zu tun, aber im gesamten Kloster erlosch das Licht...

Es gab keine Panik unter den Templern. Keine Rufe, keine Flüche. Es war in den ersten Sekunden sehr still geworden, und nur das scharfe Atmen der Männer war zu hören.

Die erste empfundene Schwärze schwand allmählich. Die Templer bemerkten, dass durch die Fenster etwas Helligkeit in den Raum strömte. Von einem Licht konnte man natürlich nicht sprechen, denn es war das Grau der Nacht, in das sich der Schein des Vollmondes mischte, der allerdings hinter Wolken-schleieren verborgen war und deshalb nur wie ein sich auflösen-der Kreis zu sehen war.

»Ich schaue nach«, sagte jemand.

»In Ordnung.«

De Salier wartete ab, bis der Mann den Raum verlassen hatte. Nicht weit entfernt befand sich der Sicherungskasten, der in eine Wand eingebaut worden war. Ihn erreichte der Templer auch im Dunkeln. Er zog die Tür auf und holte ein Feuerzeug aus der Tasche. Im tanzenden Schein der Flamme sah er, was geschehen war, und seine Meldung erreichte die anderen Männer nicht eben als fröhliche Botschaft.

»Alle Sicherungen durchgeschlagen.«

»Ein Kurzschluss.«

»Kann sein.«

»Kannst du sie nicht wieder hochstellen?«

»Ja, ich versuche es.«

Die meisten Männer hatten den Besprechungsraum verlassen und drängten sich im Flur zusammen. Nur de Salier war zurückgeblieben, und er machte sich seine eigenen Gedanken. Er glaubte nicht an einen Zufall. Der Ausfall der Elektrik hatte

für ihn keine technische Ursache. Daran war gedreht worden.

Der Templer tat, was er konnte. Er kickte die Schalter der Reihe nach hoch, aber er erreichte nichts. Nirgendwo im gesamten Haus leuchtete das Licht wieder. Es blieb finster, und damit stand fest, dass die gesamte Stromversorgung ausgefallen war. Telefon, Fax, der Computer, das alles konnten sie vergessen. Einzig und allein die Handys funktionierten noch bei ihnen.

Godwin de Salier wusste, dass seine erste Bewährungsprobe dicht bevorstand. Er sagte nichts, sondern hielt den Blick gesenkt und schaute zu Boden. Die Gedanken wirbelten durch seinen Kopf.

»Wir werden unsere Pläne nicht ändern. Jeder geht auf seinen Posten. Wie sieht es mit Waffen aus?«

»Haben wir.«

»Gut.

»Soll ich nicht versuchen, die Sache wieder zu reparieren?«

»Nein, das wird keinen Sinn haben. Hier haben vermutlich andere Kräfte mitgemischt.«

»Van Akkeren?«

»Wer sonst?«

»Dann ist er schon in der Nähe!«

Der Mann, der das gesagt hatte, erhielt keine Antwort. Auch so wusste er, dass die anderen ihm zustimmten.

»Und wo finden wir dich, wenn es etwas zu melden gibt?«, wollte Michel wissen.

»Ich werde nicht an der offiziellen Wache teilnehmen, sondern mich bei Abbe Bloch aufhalten.«

»Als Beschützer?«

»Mehr oder weniger, denn van Akkeren hasst ihn. Das brauche ich euch nicht zu sagen.«

Inzwischen waren auch andere Feuerzeuge eingeschaltet worden und hatten den größten Teil der Dunkelheit vertrieben. Das Licht erreichte auch die Gesichter der Männer und gab

ihnen durch das zuckende Schattenspiel einen oft gespenstischen Ausdruck.

»Es ist erst der Anfang«, sagte de Salier. »Ich nehme an, dass es nicht so harmlos weitergehen wird.«

»Wir richten uns darauf ein.«

Mehr brauchte nicht gesagt zu werden. Die Templer wussten genau, was sie zu tun hatten.

Schweigend gingen sie davon.

Auch de Salier blieb nicht mehr. Er hatte seine Freunde nicht angelogen. Sein Weg führte ihn tatsächlich zu dem Abbe, um den er sich große Sorgen machte...

Eigentlich hätte mir klar sein müssen, was van Akkeren im Schilde führte, denn die Templer, die nicht den Baphomet-Weg gegangen waren, gehörten zu seinen Todfeinden. Sie auszulöschen war sein erklärtes Ziel, und er würde alles daran setzen, um es zu erreichen.

Ich spürte trotzdem die Kälte auf meinem Rücken, und zugleich überfiel mich eine Hilflosigkeit. Jetzt wurde mir noch klarer, in welch einer Klemme ich steckte. Okay, ich selbst war den Blutbissen entkommen. Zumindest vorläufig, aber ich stand auf verlorenem Posten, wenn es darum ging, meinen Freunden in Südfrankreich zu helfen. Zudem sah ich keine Chance, sich mit Suko in Verbindung zu setzen, damit er zumindest die Templer warnte.

»Geschockt.«

Ich wollte der blonden Bestie nicht den Triumph gönnen und antwortete: »Mehr überrascht.«

»Ach«, sie winkte ab, »das glaube ich dir nicht. Jemand wie du muss einfach geschockt sein. Es sind doch deine Freunde, die sehr bald ihr Leben verlieren werden. Van Akkeren muss seine Zeichen setzen. Er muss es tun, damit ihm andere nicht in

die Quere kommen und Bescheid wissen, was nun die Glocke geschlagen hat.«

Ich lächelte, auch wenn es mir schwer fiel. »Ja, das malst du dir aus, Justine, aber ich kenne die Templer ebenfalls. Sie haben schon manchen Sturm überstanden und werden auch diesen überstehen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Nicht gegen ihn und Mallmann. Vergiss nicht, dass er ebenfalls mitmischt. Die beiden haben sich abgesprochen und sich gegenseitig etwas versprochen. Van Akkeren wird dafür sorgen, dass Mallmann genügend Blut bekommt. Dann wird sich wieder eine neue Konstellation ergeben. Oder hast du schon mal Vampire als Templer erlebt?«

»Noch ist es nicht soweit.«

»Keine Angst, Sinclair. Das Blut wird fließen. Noch in dieser Nacht. Möglicherweise werdet ihr beide erleben, wie plötzlich Templer hier in dieser Vampirwelt erscheinen und scharf auf euer Blut sind!« Justine konnte nicht anders, sie musste einfach laut lachen und schüttelte dabei ihre blonde Mähne. »Dabei habt ihr gedacht, es geschafft zu haben. Nein, ein Irrtum. Diese Welt hier ist stärker. Sie holt aus dem Dunkeln ihre Kraft, um anderes Leben zu zerstören. Werdet euch darüber klar, dass ihr auch weiterhin Gefangene seid. Es liegt nicht an euch, die Welt zu verlassen, und ich bin auch jetzt noch scharf auf euer Blut.«

Nora Thorn sprach mich an. »Stimmt das alles, was diese Person da gesagt hat?«

»Noch ist nichts bewiesen.«

Justine kreischte auf. »Spiel dich nicht so arrogant auf, Sinclair. Gib zu, dass du verloren hast. Du bist durch den Spiegel gekommen, du wolltest durch ihn fliehen, aber der Weg ist für dich versperrt. Der Spiegel ist nicht mehr zu beiden Seiten offen. Das solltest du dir vor Augen halten. Keine Chance mehr, John.«

»Wo sind deine Beweise?«

»Glaube mir einfach.«

»Nein, das nicht!«

»Nun ja, es bleibt dir überlassen. Die Zeit spielt für mich und damit für alle, die bereits die andere Existenz erfahren haben. Ich weiß, was passieren wird, und ich weiß auch meine Zeit zu nutzen. Es war nicht mal ein Fehler von euch, in dieses Haus zu laufen. Das hätte ich auch getan, denn ich weiß, dass es in dieser Welt kein Versteck für euch gibt, in dem wir euch nicht finden. Das war schon richtig gedacht, aber hier werdet ihr nicht mehr rauskommen. Mittlerweile ist das Haus umgestellt. Man will euer Blut. Wenn ich zulasse, dass sich die Massen hier hineindrängen, möchte ich euch sehen, wie ihr euch gegen diesen Pulk wehren könnt. Auch dir werden deine übermenschlichen Kräfte nicht helfen, Nora. Irgendwann ist auch bei dir Schluss, und dann gehst du den gleichen Weg wie Sinclair.«

»Durch deinen Biss?«

»Bestimmt.«

»Gut, dann komm her. Komm zu mir und versuche es.« Nora breitete ihre Arme aus, um so zu zeigen, dass es kein Spaß war.

Der Vorschlag hatte nicht nur Justine irritiert, sondern auch mich. Ich schaute Nora an, wollte eine Frage stellen, aber sie schüttelte den Kopf und zeigte mir, dass sie jetzt nicht reden wollte.

»He, habe ich richtig gehört? Du willst dich von mir zu einem Vampir machen lassen?«

»Ja, das hast du.«

»Freiwillig?«

»Nein, nicht freiwillig. Aber ich habe erkannt, dass ich hier in dieser Welt keine Chance habe. Das ist es, was mich dazu bringt, es endlich hinter mich zu bringen. Ich werde nichts tun und warte nur auf deinen Biss. Dann hast du schon die Hälfte deines Plans hinter dir. John Sinclair wird ebenfalls keine Chance haben, aber du könntest ihm und mir trotzdem einen Gefallen tun. Öffne den Weg durch den Spiegel. Zeige uns, was auf der anderen Seite passiert.«

Justine Cavallo sagte nichts. Sie war noch immer überfordert. Ich konnte erkennen, dass sich hinter der Tür einige der schrecklich aussehenden Blutsauger versammelt hatten, sich jedoch noch nicht in die Hütte drängten. Sie schienen einen gewissen Respekt vor Justine Cavallo zu haben.

Ich sprach Nora an. Es war mir auch egal, dass Justine mithörte. »Das war doch ein Scherz - oder?«

»Nein, das war es nicht.«

»Aber...«

Plötzlich lernte ich sie von einer anderen Seite her kennen. »Siehst du eine Chance, John? Ich sehe sie nicht. Es tut mir Leid, aber ich habe mich überschätzt. Ich habe alles überschätzt. Ich wollte dich rausholen, doch nun muss ich einsehen, dass diese Macht stärker ist als ich sie eingeschätzt habe. Wir werden untergehen, wir werden sogar zusammenbleiben, aber nicht mehr als Menschen, sondern in unserer zweiten Existenz. Es konnte doch nicht immer so weitergehen. Du kämpfst fast allein gegen ein ganzes Universum von Dämonen an. Nein, John, du bist nur ein Mensch, die anderen sind stärker, das musst du einsehen.«

Sie schaute mich bei ihrer Rede an. Sie bohrte ihren Blick in den meinen. Ich versuchte herauszufinden, ob sie es ehrlich meinte oder nicht. Gab es einen Trick? Hatte sie sich einen eigenen Plan zurechtgelegt, um aus dieser Lage herauszukommen?

Was wusste ich denn von Nora?

Okay, ich hatte sie als verdammt taffe Person erlebt, die selbst Kugeln widerstanden hatte. Sie war irgendwann von Außerirdischen entführt und dann wieder als Veränderte auf die Erde zurückgeschickt worden. So weit, so gut. Stärker als die normalen Menschen. Mit einem Wissen und einer Kraft angereichert, von der wir Menschen nur träumen konnten. Und gab eine solche Person einfach auf?

Sie schien meine Gedanken erraten zu haben, denn sie hob

die Schultern und lächelte dabei. »Es ist nun mal so, John. Es gibt den Zeitpunkt, an dem jeder einsehen muss, wann er verloren hat. Der ist bei mir gekommen und auch bei dir. So leid es mir auch tut. Ich habe mich entschlossen, denn ich will nicht für lange Zeit hier gehetzt werden, ohne eine Chance zu haben. Aber ich will sehen, was in unserer Welt geschieht. Das Tor soll sich öffnen, und ich bin sicher, dass ich dem Herrscher dieser Welt eine große Hilfe sein kann.«

»Das soll wohl sein«, flüsterte ich. »Und dich kann nichts umstimmen, Nora?«

»Nein, gar nichts.«

Okay, ich hatte noch immer meine Zweifel, doch die Waage neigte sich der Seite zu, die für mich verdammt schlecht aussehen konnte. Das spürte ich. Das lag wie ein Druck in meinem Magen, und ich hatte auch das Gefühl, gegen einen wahnsinnigen Schwindel anzukämpfen. Ohne es zu wollen, begann ich zu taumeln, was Justine zu einem scharfen Lachen veranlasste.

»Und?«, fragte Nora sie, als das Lachen aufhörte. »Hältst du dein Versprechen?«

Justine nickte. »Ja, wenn ich dich gebissen habe, werde ich das Tor öffnen und Sinclair einen Blick in seine Welt werfen lassen. Ich werde ihm zeigen, wie weit die anderen bereits sind. Er weiß selbst, dass er keine Chance hat, als normaler Mensch dorthin zurückzukehren. Aber ich werde nicht so sein und ihm diese Chance geben. Allerdings nur als Blutsauger.«

»So habe ich es haben wollen.«

Justine baute sich breitbeinig auf. Sie kam sich vor wie eine Herrscherin. Sie hatte alles im Griff, hob die Arme an und fragte: »Was ist jetzt, Nora?«

»Ich gehöre dir!«

Ich glaubte es nicht. Ich wollte es nicht glauben. Ich wollte schreien und Nora davon abhalten, sich freiwillig in die Klauen der blonden Bestie zu werfen.

Doch sie hatte sich entschlossen. Es gab kein Zurück.
Justine hetzte auf sie zu, und Nora empfing die Blutsaugerin mit offenen Armen...

Alle Templer hielten sich lange genug im Kloster auf, um sich auch im Dunkeln zurechtzufinden. Auch Godwin de Salier machte keine Ausnahme. Er hatte es eilig, das Herz klopfte viel schneller als gewöhnlich in seiner Brust, aber er wusste auch, dass er nichts überstürzen und nicht in Hektik verfallen durfte.

Dass die Elektrik nicht von allein ausgefallen war, das stand für ihn fest. Jemand hatte sie manipuliert. Es war bestimmt keiner von ihnen gewesen. Daran gedreht hatte ein anderer. Entweder Mallmann oder van Akkeren.

Er musste mit beiden Personen rechnen. Wobei er nicht mal sagen konnte, wer von ihnen der schlimmere war.

Er hatte den Weg zum Eingang hin eingeschlagen. Die große Tür war verschlossen wie in jeder Nacht. Aber sie würde für die Feinde kein Problem sein.

Ihn interessierte in diesen Momenten mehr das große Fenster nahe der Tür.

Godwin schaute nach draußen.

Er sah nichts, was ihn gestört oder befremdet hätte. Keine Bewegungen, keine Stimmen, eine stille Vollmondnacht, die sogar einen romantischen Touch erhalten hatte.

Die Tür hatte ein normales Schloss und kein besonders gesichertes. Wenn das Tor am Abend abgeschlossen wurde, dann ließ man den Schlüssel von innen stecken. So konnte er am wenigsten verloren gehen. De Salier wusste nicht, ob es richtig war, was er tat, aber er wollte das Tor aufschließen und einen Blick nach draußen werfen. Vielleicht auch ein paar Schritte gehen.

Die anderen Templer hatten sich auf ihre Posten zurückgezo-

gen. Es herrschte eine ungewöhnliche Stille im Haus. Nicht dass es sonst laut gewesen wäre, aber diese Stille war einfach anders. Man konnte sie als bedrückend ansehen, denn jeder wusste von der Gefahr, aber sie hielt sich noch zurück. Zudem konnte kein Templer sicher sein, die Nacht zu überleben. Auch wenn van Akkeren ohne ein großes Rudel auftrat, war er in der Lage, ein Blutbad zu hinterlassen.

Godwin drehte den Schlüssel. Er lauschte den dabei entstehenden Geräuschen, holte noch einmal tief Luft, dann zog er die Tür auf und warf einen ersten Blick nach draußen.

Vor dem Haus hatte sich nichts verändert. Er sah den mit dunkelgrauen kleinen Steinen gepflasterten Weg vor sich, der beinahe so hell aussah wie am Tag, weil das Mondlicht eine Lücke gefunden hatte und voll auf die Erde schien. So verlieh es den Steinen einen sanft-weichen Glanz, der beinahe aussah wie ein matter Spiegel.

Godwin nahm die Gerüche der Nacht auf.

Es waren zumeist die der Blumen. Dieses frühsommerliche Flair war einfach herrlich. Der Templer gehörte zu den Menschen, die es genossen, doch in dieser Nacht war ihm nach allem, nur danach nicht. Er spürte die Spannung in sich, die sogar noch zunahm, als er es wagte und den ersten Schritt über die Schwelle ging. Dabei blickte er sich vorsichtig um und hätte wirklich beruhigt sein können, denn es war kein Feind zu sehen. Anscheinend war es eine Nacht wie viele andere auch. Das Kloster lag am Anfang des Ortes, dessen Häuser von der Dunkelheit verschluckt worden waren. Ab und zu sah er ein einsames Licht schimmern. Hätte er den Blick auf die Hänge gehabt, dann wären es mehr Lichter gewesen, so aber konnte er sich an die Dunkelheit gewöhnen.

Nein, da war nichts.

Auch nichts zu hören.

Die Nacht schwieg. Die Natur hatte ihren Mund geschlossen und labte sich an der Stille.

Der Templer atmete durch. Dass seine ersten Befürchtungen nicht eingetroffen waren, tat ihm schon mal gut. Seinetwegen konnte es ruhig so weitergehen, aber so recht wollte er daran nicht glauben.

Etwa fünf Schritte vom Eingang entfernt blieb er stehen und drehte sich um.

Nein, es gab keine Lichter mehr im Kloster. Wenn er trotzdem eine weiche Helligkeit hinter dem einen oder anderen Fenster schimmern sah, dann stammte sie von Kerzen, die seine Freunde angezündet hatten, um überhaupt etwas sehen zu können.

Es war eben alles anders geworden, und nur das Kloster hatte es erwischt. Im Ort selbst brannten die Lichter.

Der Himmel war trotz des Mondlichts in weiche Farben getaucht. Das mochte an den flachen Wolkenbändern liegen, die dafür sorgten, dass die Helligkeit des Mondes zerfasert wurde. Es breitete sich nicht nur das Grau aus, dazwischen sahen die helleren Flecken aus wie Inseln, auf denen man sich mit viel Fantasie auch sitzende Engel hätte vorstellen können.

So weit der Himmel auch von Godwin entfernt lag, eine gewisse Bedrohung ging trotzdem von ihm aus. Und der Templer hatte zudem das Gefühl, zu frieren. Etwas rann kalt an seinen Armen herab und erfasste auch den Rücken.

Auf der Haut spürte er den Wind, der in der Nacht stark abgekühlt war.

Er achtete auf fremde Geräusche, die sein Misstrauen erweckt hätten. Da war nichts zu hören. Die Stille blieb bestehen. Nicht mal das Bellen eines Hundes oder das Miauen einer Katze drang an seine Ohren. Es blieb weiterhin eine stille, bedrückende Nacht.

Godwin dachte wieder daran, dass sie zwei große Feinde hatten. Zum einen van Akkeren, zum anderen die Vampire, die im letzten Bild des Würfels zu erkennen gewesen waren.

Vampire, auch Fledermäuse ...

Der Templer runzelte die Stirn. Dann hob er den Kopf an, und er reckte sich so gut wie möglich. Auch wenn sein sichtbares Ziel recht groß war, über dem Himmel bewegte sich niemand. Es war keine Fledermaus mit ihren zackigen Schwingen zu sehen, die Nacht war und blieb normal.

Gefährlich normal, denn Godwin traute dem Frieden nicht. Er hatte lange genug vor der Tür gestanden. Es war wieder wichtig, hineinzugehen und mit dem Abbe zu sprechen. Auch in seinem Bereich war das Licht ausgefallen, und sicherlich stellte er sich einige Fragen, deren Antworten nicht gut für ihn sein konnten.

Bevor er die Tür schloss, warf Godwin noch einen letzten Blick in die Umgebung.

Da sah er es!

Nicht am Himmel, sondern dicht über dem flachen Dach eines Hauses sah er die Bewegung. Sie passte nicht in die starre Szenerie hinein. Sie sah aus, als würde eine dunkle Decke über dem flachen Dach ausgeschüttelt. Aber genau das konnte es nicht sein. Das war keine Decke, das musste eine der Fledermäuse sein, von denen gesprochen worden war. Wie ein düsterer Rochen huschte sie durch die Luft und war wenig später verschwunden.

Godwin wischte über die Stirn und ebenfalls über die Augen. Er saugte scharf den Atem ein, schüttelte den Kopf und dachte daran, dass er sich möglicherweise geirrt und einen großen Vogel mit der Fledermaus verwechselt hatte.

Er zog sich zurück - und erschrak, als er hinter seinem Rücken das leise Räuspern hörte. Als er sich umdrehte, stand Michel hinter ihm und schaute ihn ernst an.

»Alles in Ordnung?«

Godwin fuhr mit dem Handrücken über seine Stirn. »Es kann sein, dass alles in Ordnung ist oder auch gar nichts. Ich weiß es nicht genau. Van Akkeren jedenfalls habe ich nicht zu Gesicht bekommen, aber es kann sein, dass unser Kloster von einer

Fledermaus beobachtet wird. Das dürfen wir nicht ausschließen.«

»Hast du sie gesehen?« »Ich glaube es. Über dem flachen Dach eines Hauses bewegte sich so etwas wie ein großer Vogel, der durchaus eine Fledermaus hätte sein können.« Verlegen hob der Templer die Schultern. »Aber ich weiß es nicht genau.«

»Mach dir keine Sorgen, wir werden es schaffen.«

»Das sagst du, Michel.«

Der Mann mit dem Bart beugte sich Godwin entgegen. »Die Hölle darf einfach nicht gewinnen, verstehst du? Es ist unmöglich. Es ist gegen alle Regeln. Der Sieg muss einfach auf unserer Seite sein. Das Schicksal kann es nicht zulassen.«

»Ich wünsche mir, dass es so kommt. Aber ich denke auch in die andere Richtung.«

Michel richtete sich wieder auf. »Egal, was alles passiert, ich werde wach sein. Und unsere Brüder ebenfalls.«

»Wo übernimmst du den Wachposten?«

Michel deutete gegen die Decke. »Ich habe mich für das Dach entschlossen.«

»Im Freien?«

»Ja!«

»Das ist...«

»Psssst!«, zischte der Bärtige, »jetzt sage mir nur nicht, dass es zu gefährlich ist.«

»Das meine ich.«

»Nein, ich weiß, was ich tue, Godwin. Keine Angst. Ich habe lange genug hier gelebt.« Er nickte dem Jüngeren zu, dann ging er weg und schützte mit der Hand die Flammen der beiden Kerzen, die er auf eine Untertasse gestellt hatte.

Godwin ließ Michel gehen. Er konnte ihm keine Befehle erteilen. Jeder Mitbruder musste selbst wissen, was er tat, und war auch für sich verantwortlich.

Das Treffen mit Michel hatte ihn schon aufgehalten, und de

Salier beeilte sich jetzt, sein eigentliches Ziel zu erreichen. Er brauchte die Treppe nicht hochzugehen, um die kleine Wohnung des Abbe zu erreichen. Sie lag auf der gleichen Ebene.

Vor der Tür blieb er stehen und atmete tief durch. Er wusste nicht, worauf er sich einrichten musste, aber ein Spaß würde der Besuch bei dem Templer-Führer nicht werden.

Nach dem zweimaligen leisen Klopfen trat de Salier ein und schaute in einen Raum, der nicht ganz dunkel war. Ihm fiel auf, dass die Tür zum Schlafzimmer nicht geschlossen war. Durch sie fiel das Flackerlicht einiger Kerzenflammen, denn auch der Abbe hatte der Situation entsprechend reagiert.

»Ich weiß, dass du es bist, Godwin, komm ruhig zu mir.«

De Salier war beruhigt, die Stimme des Abbe gehört zu haben, auch wenn sie nicht eben fröhlich geklungen hatte. Der Templer hielt sich in seinem Schlafzimmer auf.

Godwin durchquerte den anderen Raum, in dem ebenfalls drei Kerzen Licht abgaben, und sah den Abbe am Fenster stehen und hinaus in die Nacht schauen.

»Die jungen Leute würden sagen, es ist eine Nacht zum Verlieben, denke ich.«

»Bestimmt.«

»Aber es stimmt nicht. Wir wissen es besser - oder?«

»Wahrscheinlich.«

Bloch drehte sich um. Das Kerzenlicht ließ sein Gesicht irgendwie unnatürlich erscheinen. »Das Licht ist ausgefallen, und ich bezweifle, dass wir dabei von einer natürlichen Ursache ausgehen können. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, das liegst du nicht. Im Ort brennen die Lichter. Da funktioniert alles. Nur bei uns nicht. Ich nehme an, dass es die erste Stufe des verdammten Plans ist.«

»Da magst du Recht haben, Godwin. Allerdings kommt mir das alles ein wenig zu früh. Ich hatte gedacht, dass uns van Akkeren eine längere Galgenfrist geben würde.«

Der Jüngere breitete die Arme aus. »Er hat lange genug in der

Hölle geschmorte und hatte Zeit, sich alles genau auszudenken. Ich denke, dass er jetzt keine Zeit mehr verlieren will. Das jedenfalls kann ich mir vorstellen.«

Bloch nickte. »Er will alles, und er will es sofort! Ich kenne ihn. Komm, wir setzen uns.« Bloch legte seinem Nachfolger eine Hand auf die Schulter. Mit sanfter Gewalt dirigierte er ihn aus dem Schlafzimmer und hinein in den ersten Raum, in dem auch der Knochensessel stand, der eigentlich das Skelett des letzten offiziellen Templer-Führers war, der im Jahre 1314 auf der Ile de la Cite verbrannt worden war.

Der Sessel besaß nicht nur eine Farbe. Die Knochen sahen an manchen Stellen hell aus, dann schimmerten sie auch bräunlich und in einem leichten Grau.

Jetzt, wo das Kerzenlicht darüber hinwegfloss, sah der Sessel aus, als würde er leben. Das Licht wehte sogar in das offene Maul des Schädels hinein, um sich dort zu verlieren wie in einem finsternen Tunnel.

Der Abbe setzte sich an den Tisch, in dessen Mitte auch der Würfel des Heils seinen Platz gefunden hatte. »Ohne zu pessimistisch sein zu wollen, Godwin, möchte ich dir sagen, dass die nächsten Stunden die entscheidenden sind.«

De Salier ahnte, was der Abbe meinte. Er fragte trotzdem: »Wie hast du dir das vorgestellt?«

»Ganz einfach. Man wird versuchen, uns zu vernichten. Es wird alles bei einem Angriff geschehen, und wir können nichts dagegen unternehmen, sondern müssen nur warten.«

»Alle sind auf ihren Posten!«

Bloch legte sein Gesicht in Falten. »Ob das reicht?«

»Ich weiß es nicht. Aber es wird keinen überraschenden Angriff geben können. All unsere Mitbrüder wissen genau Bescheid. Einfach werden wir es Baphomet und seinen Schergen nicht machen. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Er ist stärker geworden«, flüsterte der Abbe und warf dem Würfel einen Blick zu, obwohl er van Akkeren meinte. »Er hat

es geschafft, ihn zu manipulieren. Ich komme nicht mehr durch. Die Wand ist da, und die Wand ist dicht.«

»Noch ist es nicht sicher, Abbe. Ich habe auch weiterhin Hoffnung, dass wir ihn zurückschlagen können.«

»Nein, ich nicht. Wir sind allein.«

»Hast du denn versucht, John Sinclair zu erreichen?«

»Mehrmals, aber vergebens.«

»Und Sir James?«

Bloch winkte müde ab. »Auch er sitzt in London wie auf heißen Kohlen. Niemand weiß Bescheid.«

»Was ist mit Suko?«

»Gut, dass du fragst. Ich erfuhr von Sir James, dass Baphomet und seine neuen Vampirfreunde alle Brücken hinter sich abgebrochen haben. Es gibt keine Zeugen mehr. Diejenigen, die er für seine Rückkehr missbraucht hat, sind alle tot. In einem verdammten Feuer verbrannt, wie mir Sir James berichtete, dem Suko alles erzählt hat. Jetzt frage ich dich, was zu tun ist.«

Godwin schwieg. Er wollte auch nicht zeigen, wie sehr ihn die Nachricht überrascht und schockiert hatte. Dem Blick des Älteren wich er aus, und in seinem Kopf beschäftigte er sich mit dem Feuer der Hölle, das Menschen zerstörte, aber nicht wie ein normales Feuer angesehen werden konnte.

»Genau das kann auch unserem Refugium hier passieren, Godwin. Dass es in einer höllischen Feuersbrunst zusammen-sinkt. Wenn das passiert, hat Baphomet endgültig gewonnen. Ich jedenfalls habe nicht mehr die Kraft, mich ihm zu stellen. Er ist für mich zu stark. Das kann ich am besten einschätzen.«

»Aber wir müssen uns aufbäumen!«, widersprach de Salier. Er wollte auf keinen Fall aufgeben.

»Sicher, mein Lieber. Dagegen sagt auch niemand etwas. Aber mein Ende hat damit nichts zu tun.«

Der Templer aus der Vergangenheit wusste nicht, wie er den Abbe noch aufrichten sollte. Er schaute ihn an. Er sah das

verlorene Lächeln auf seinem Gesicht, deutete wieder auf den Würfel, aber Bloch schüttelte nur den Kopf.

»Dann musst du eben von hier fliehen!«, stieß Godwin hervor.

»Ach. Und wohin?«

»Weg von hier. Ich schaffe dich weg.«

Bloch lächelte. »Das ist gut von dir gemeint, aber der Kapitän verlässt das sinkende Schiff nicht. Außerdem ist es gleichgültig, wohin ich fliehe, van Akkeren wird mich finden. Er muss mich vernichten, um sich selbst zu beweisen. Das ist leider so, es sind die Regeln.«

»Nicht ganz«, flüsterte de Salier.

»So? Soll ich neugierig werden?«

»Ja, das ist schon gut. Ich kenne eine Möglichkeit. Es ist für dich leicht, von hier wegzukommen.«

»Dann höre ich gern zu.«

»Der Sessel, Abbe, der Knochensessel. Er ist deine Chance. Du weißt selbst, dass er der direkte Weg in eine andere Welt ist. Hinein nach Avalon. Dort bist du vor van Akkeren sicher.

Wenn das hier vorbei ist, holen wir dich zurück.«

»Es wäre eine Möglichkeit, falls sie funktioniert. Aber das wird nicht der Fall sein.«

De Salier konnte Bloch nicht verstehen. »Warum bist du so pessimistisch? Du hast es noch nicht versucht.«

»Und ich werde es auch nicht versuchen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich noch der Kapitän bin. Nein, es wird anders laufen. Ich werde hier in meinem Zimmer bleiben und auf Vincent van Akkeren warten. Er wird kommen, das weiß ich.«

De Salier schwieg. Es hatte keinen Sinn, den Abbe überzeugen zu wollen. Er kam ihm wie ein Mensch vor, der mit seinem Schicksal abgeschlossen hatte.

Dabei sah er nicht mal so deprimiert aus. Sein Aussehen hatte sich in den letzten Minuten verändert. Er wirkte wie von einer

gewissen Heiterkeit erfasst. Beinahe wie jemand, der sich auf seinen eigenen Tod freut. In diesen Momenten wusste Godwin nicht, wie er sich verhalten sollte. Jedes Wort war falsch, was den Abbe direkt betraf, und das merkte auch Bloch.

»Bitte, Godwin, es ist in dieser Situation nicht der richtige Ort, an dem du dich aufhältst. Ich denke, dein Platz sollte bei unseren Brüdern sein.«

»Du willst nicht, dass ich bleibe?«

Bloch zuckte mit den Schultern.

»Du willst allein sein, wie?«

»Ja, das möchte ich.«

»Willst du auch allein sterben?« Godwin erschrak über seine eigene Frage.

»Jeder stirbt für sich allein, mein Junge. Auch wenn es sich abgedroschen anhört. Ich werde hier auf Vincent van Akkeren warten. Das habe ich mir fest vorgenommen. Auch du wirst mich daran nicht hindern können, obwohl ich ja weiß, dass du es nur gut mit mir meinst. Aber Menschen müssen manchmal einen ganz bestimmten Weg gehen, und sie müssen ihn vor allen Dingen sich selbst gegenüber verantworten können.«

»Das kannst du?«

»Ich hoffe es.«

»Und hast nie an die gedacht, denen du einmal vorgestanden hast. Nicht nur als Führer, sondern auch als Freund.«

»Daran denke ich immerzu.« Bloch lächelte. »Aber ich weiß auch, wann das Ende erreicht ist, und da ziehe ich dann meine Konsequenzen.« Er nickte. »Du wirst mich zu nichts anderem überreden können, Godwin.«

»Das weiß ich jetzt.«

»Geh zu den anderen, Godwin. Du bist dort am besten aufgehoben. Du bist ein Kämpfer. Ich habe lange genug gekämpft. Ich möchte aber van Akkeren trotzdem noch sehen, auch wenn dich das verwundert.«

De Salier nickte. »Das verwundert mich tatsächlich. Oder

besitzt du noch einen Trumpf, von dem ich nichts weiß?«

»Gibt es in diesem grausamen Spiel denn überhaupt noch Trümpfe für uns?«

»Ich sehe keine.«

»Eben.«

Godwin de Salier wusste, wann das Ende der Fahnens lange erreicht war und der Weg nicht mehr weiterging. Er stand auf und dachte daran, den Abbe zum Abschied in den Arm zu nehmen. Aber diese Geste wäre ihm zu endgültig vorgekommen, deshalb ließ er sie bleiben.

»Möge der Allmächtige uns beistehen«, flüsterte er und verließ das Zimmer ...

Es war nicht zu glauben. Ich träumte. Das konnte doch nicht wahr sein!

Und doch stimmte es.

Beide Frauen, so unterschiedlich sie auch waren, hatten einen Pakt geschlossen, und Nora, auf die ich meine Hoffnungen gesetzt hatte, gab einfach auf.

Nicht allein das. Sie hatte sich sogar entschlossen, zu einer Blutsaugerin zu werden, um fortan ein Leben zu führen, das diesen Ausdruck nicht verdiente.

Wenn alles vorbei war, stand ich wieder allein gegen die blutsaugende Meute, und dann würde mir keiner mehr zu Hilfe eilen. Dann war ich verloren.

Nora Thorn war auch kurz vor dem Aufprall nicht ausgewichen. Sie hatte sich gestellt, und das Empfangen mit offenen Armen war nicht übertrieben.

Beide Frauen prallten zusammen. Nora federte den Aufprall ein wenig ab, ließ sich dann aber fallen, sodass sie auf dem Rücken zu liegen kam und Justine ihren Körper fest gegen sie drückte. Sie ließ ihr nicht die geringste Chance, aus dieser

Klemme zu entkommen, so wurde der eine Körper von dem anderen auf den Boden genagelt.

Ich wollte erst gar nicht zu dem mörderischen Spiel hinschauen. Ich wollte mir noch eine etwas längere Galgenfrist verschaffen, dachte natürlich an Flucht, aber den Vorsatz gab ich auf, als ich einen kurzen Blick auf die Tür warf und sah, dass sie besetzt war.

Dort drängten sich die Blutsauger, und sie sahen alle nicht so aus wie Justine. Es waren alte, graue ausgemergelte Gestalten, wie ich sie schon kannte, die richtigen Wesen, um diese Schattenwelt zu bevölkern.

Sie drängten sich an der Tür zusammen. Wie Ratten waren sie aus ihren Löchern gekrochen. Drei dieser Monstren hatten sich getraut, die Hütte zu betreten, gingen aber nicht auf mich zu, sondern beobachteten mich aus einer gewissen Distanz.

Ich sah sie zudem an den Fenstern. Da glotzten die grauen Fratzen in die Hütte hinein. Egal, welchen Weg ich nehmen würde, ich kam einfach nicht durch.

Auf dem Boden wälzten sich die beiden Frauen. Sie hielten sich dabei wie ein Liebespaar umschlungen. Nur taten sie nicht das, was normalerweise Liebespaare in dieser Stellung zu tun pflegten. Außerdem war eine der beiden beteiligten Person sehr inaktiv.

Nora lag auf dem Rücken. Sie traf auch keine Anstalten, dies zu verändern und blieb einfach nur liegen. So war sie die perfekte Beute für Justine.

Die blonde Bestie hatte noch nicht zugegriffen. Sie kniete seitlich neben Nora, hatte die Hände rechts und links gegen deren Kopf gedrückt und schaute in ihr Gesicht, wobei sie ihre scharfen Blutzähne präsentierte.

Nora hätte die Kraft gehabt, sich zu wehren. Sie tat nichts dergleichen. Wie erschlafft lag sie unter der Blutsaugerin und wartete auf den schon erlösenden Biss.

Ich konnte nicht an mich halten. Zwar sagte ich nichts, aber

mein Stöhnen war nicht zu überhören. Dieses Geräusch zwang Justine, ihren Kopf zu drehen und mich anzuschauen.

Ihr ebenmäßiges Gesicht war alles andere als schön und perfekt. Durch das Verziehen der Lippen war zumindest der untere Teil zu einer bösartig wirkenden Maske geworden, und in der oberen Hälfte strahlte die Gier aus ihren Augen.

»Schau genau hin, Sinclair. Sieh dir alles gut an, denn der nächste wirst du sein.«

»Abwarten.«

»Spiel dich nicht auf. Wir alle lauern auf dein Blut.« Sie blickte wieder zu Nora hin. »Nicht wahr, meine Liebe, das ist doch so?«

»Ja...«, erwiderte sie stöhnend.

»Mach es Justine! Beiß endlich zu. Bitte!«

»Ho, hast du gehört, Sinclair? Sie bittet mich sogar darum.« Justine strich mit einer Hand über das Gesicht ihres Opfers. »Sie ist mein Typ, sie ist gut. Sie ist stark. Mallmann wird sich über das neue Paar freuen. Ich glaube, dass wir gemeinsam auf Blutjagd gehen. Oder nicht, Sinclair?«

Ich hatte jedes Wort verstanden, und ich wusste zugleich, dass es kein Traum war. Trotzdem hatte ich das Gefühl, neben mir zu stehen. Geist und Körper waren getrennt. Der eine wollte einfach nicht wahrhaben, was der andere sah.

Ich wurde abgelenkt, als Justines Kopf mit einer harten Bewegung nach unten sackte. Zugleich hatte sie den Kopf ihres Opfers zur Seite gedreht, um die linke Halsseite freizuhaben, wo sich auch die Haut sehr straff spannte.

Ihr Ziel!

Dort malte sich unter der Haut die Ader ab, in die sie ihre Zähne hineinhacken würde. Ich kannte dieses Spiel und hatte es schon oft genug gesehen.

Allerdings war mir das Gegenteil lieber: Wie mein Freund Marek einen Pfahl in der Hand zu halten und ihn tief in die Brust des Vampirs zu rammen.

Das würde ein Traum blieben. Ich besaß weder einen Pfahl, noch meine Beretta, noch das Kreuz.

Jeder hörte das helle Lachen. Fast schon ein Jubelschrei. Nora hatte ihn ausgestoßen, als die beiden spitzen Zähne durch die Haut in den Hals hineindrangen.

Andere Menschen hätten gestöhnt, hätten sich gewunden, sie aber nahm alles hin. Es war für sie eine Erlösung und einfach fantastisch, endlich zu dem zu werden, was sie wollte.

Ich hatte mich nie zuvor in einem Menschen so getäuscht wie in ihr. Obwohl ich sie nicht besonders gut kannte und gern mehr über sie gewusst hätte, aber das hier war einfach furchtbar und nicht nachvollziehbar für mich.

Ich wollte nicht hinschauen, aber zwei unsichtbare Hände umklammerten meinen Kopf und zwangen mich, genau in die bestimmte Richtung zu blicken.

Justine lag nicht nur auf ihrem Opfer, das seine Arme zu den Seiten hin gespreizt hatte, sie hatte sich auch regelrecht an ihrem linken Hals fest gebissen.

Und sie saugte, was ich nicht überhören konnte. Die übrigen Gestalten waren stumm geworden. Auch sie glotzten nur. Hin und wieder war doch ein Stöhnen zu hören. Da wünschte sich wohl jede Gestalt, an Justines Stelle zu sein.

Die blonde Bestie stöhnte am lautesten. Für sie war es der Hochgenuss, das frische Blut zu schmecken, zu trinken und voller Wonne zu schlürfen.

Immer wieder zuckte dabei ihr Kopf, ohne sich allerdings vom Hals des Opfers zu lösen.

Justine Cavallo wollte alles. Das gesamte Blut, das in den Adern des Opfers floss. Bis zum allerletzten Tropfen sollte es sie mit neuer Energie erfüllen.

Wohlig stöhnte sie auf, löste mal ihren Mund, leckte kurz die Lippen und saugte weiter.

Nora tat nichts. Abgesehen davon, dass sie kurz nach dem ersten Zubeißen die Augen schloss. Wie eine Person, die sich

dem großen Genuss einfach hingab und sich dabei durch nichts ablenken lassen wollte.

Ich hätte nicht sagen können, wie lange die beiden Frauen in dieser Haltung lagen. Die Zeit war hier völlig uninteressant geworden. Aber es gab sie noch, denn irgendwann hatte selbst eine Justine Cavallo genug und löste ihren Mund vom Hals der anderen Frau. Dort wo sie zugebissen hatte, malte sich ein verwaschener roter Fleck ab, in dessen Mitte die beiden Einstiche als Wunden zu sehen waren.

Langsam richtete sich die blonde Bestie auf. Sie tat es als Siegerin, und mit dem rechten Handrücken wischte sie dabei über ihre Lippen. Ich empfand die Bewegung als anzüglich und sogar als widerlich, zudem leckte sie noch mit der Zungenspitze über die Haut hinweg, um auch den letzten Tropfen zu schlucken.

Dann schaute sie mich an.

Ich blickte nicht weg.

»Was denkst du, John?«

»Nicht viel.«

»Aber du hast gut aufgepasst?«

»Kann man sagen.«

»Dann weißt du auch, was ich gleich mit dir machen werde.« Mit einer kraftvollen und geschickten Bewegung stand sie auf. »Ich bin zwar satt, aber ich bin nicht völlig satt, denn wie es auch so oft bei den normalen Menschen zu finden ist, ein Dessert passt noch immer hinein. Du, Sinclair, wirst mein Nachtisch sein.«

Das waren keine leeren Versprechungen, das würde sie durchziehen. Ich fragte: »Hat dir das Blut wenigstens geschmeckt?«

Die Worte irritierten sie. »Wie kommst du darauf?«

»Blut ist doch nicht gleich Blut.« Ich hatte diese Antwort gegeben, weil ich wusste, was mit Nora geschehen war. Die Außerirdischen hatten sie schließlich untersucht und ihr bei der

Rückkehr entsprechende Kräfte mit in das weitere Leben gegeben.

»Es war nur eine Frage.«

»Aber nicht unbedingt schlecht, John.« Sie fuhr mit dem rechten Zeigefinger am Mund entlang und leckte auch den letzten Tropfen weg. »Das Blut hat tatsächlich ein wenig anders geschmeckt. Ich würde sagen, es war leicht bitter, aber man gewöhnt sich daran. Auch an dein Blut werde ich mich gewöhnen.«

Ich hob einen Arm. »Moment«, sagte ich dabei, »da ist noch etwas gewesen.«

»Ach, wirklich?« Sie kam einen Schritt auf mich zu. »Was ist es denn gewesen?«

»Der Spiegel«, flüsterte ich. »Der letzte Blick zurück in meine Welt. Ich kann mich erinnern, dass du zugestimmt hast. Oder willst du dein Versprechen brechen?«

»Nein, wieso denn?« Sie lachte, denn sie steckte noch voller Euphorie. »Ich bin dafür bekannt, dass ich meine Versprechen halte, John Sinclair. Es darf dich auch freuen. Aber ich weiß nicht, ob es dich später auch noch freuen wird.«

Sie trat so nahe auf mich zu, um mir beide Hände gegen die Wangen zu legen. Leicht reibend fuhren die Handflächen auf und nieder. Dabei zeigte sie mir ihre verdamten Zähne. Aus der Nähe erinnerten sie mich an gelbweiße Spitzhacken. »Es wird alles so geschehen, wie du es dir vorgestellt hast. Man soll die letzten Wünsche eines Menschen erfüllen. Und sicherlich zeigt dir der Spiegel das, was gerade in deinem Bereich wichtig ist. Du kannst für einen Moment von der normalen Welt Abschied nehmen.« Ihre Stimme veränderte sich. »Danach«, fuhr sie mich an, »gibt es nur noch die Vampirwelt für dich als neue Heimat. Begriffen, Geisterjäger?«

»Es war deutlich genug.«

»Gut.« Sie trat wieder zurück, und ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. Plötzlich war das Misstrauen wieder da. Einige

Male schüttelte sie den Kopf. »Aber denk nur nicht, dass du eine Chance bekommst, Sinclair.«

»Woher denn? Es war schließlich nicht meine Idee, sondern die deiner neuen Freundin.«

»Stimmt.« Justine warf Nora einen kurzen Blick zu. »Ich denke, dass auch sie Freude haben wird, wenn du seelische Qualen leidest, Sinclair. Alles wird so laufen, wie es dein Schicksal vorbestimmt hat. Ich bin dein Schicksal, Sinclair.«

»Das denke ich inzwischen auch!«, flüsterte ich. Es war für mich wichtig, mich abzulenken, denn alles wies darauf hin, dass ich die letzte Stufe der normalen Lebenstreppe längst bestiegen hatte. Natürlich würde ich mich nicht kampflos ergeben, ich würde mich wehren, mit aller zur Verfügung stehenden Kraft gegen das Schicksal stemmen, aber ein Erfolg würde mir letztendlich nicht beschieden sein.

Justine bewegte sich von mir weg. Sie trat jetzt vor die Wand, die auch Spiegel war. Ich wusste nicht genau, wie sie es machte, aber sie stand so dicht davor, dass sie die Fläche berührte. Dann bewegte sie ihre gespreizten Hände kreisend darüber hinweg, und ich glaubte auch, sie noch etwas sagen zu hören.

Bisher war die Fläche glatt gewesen, wenn auch mit unterschiedlichen Schattierungen. Jetzt aber kam Bewegung in sie, und zwar von innen her. Es entstand kein Tunnel. Es waren dunkle Wolken, die, den Bewegungen der Hände folgend, allmählich kreisten. In der Mitte öffnete sich so etwas wie ein Tunnel. Ich sah das seltsame Licht, das ich schon aus dem Rest House kannte. Es leuchtete weder blau noch grün, sondern irgendwo dazwischen.

Dann sah ich die Landschaft.

Ein Haus, ein Kloster, sehr dunkel und zudem noch durch die nächtliche Dunkelheit umfangen. Ich sah eine Gestalt in der Nähe, ich sah einen Schatten auf dem Dach, und das Lachen der blonden Bestie lenkte mich ab.

Justine drehte sich um. »Das ist der Weg zu ihm, zu Vincent van Akkeren, dem Grusel-Star ...«

»Und der nach Alet-les-Bains«, flüsterte ich.

»Genau, wenn du ...«

»John!«

Der scharfe Ruf der zweiten Frau zerstörte diese trügerische Idylle. Ich drehte den Kopf, sah, dass sich Nora erhob, und dann überstürzten sich die Ereignisse ...

Bloch wartete, bis de Salier die Tür hinter sich geschlossen hatte. Der jüngere Templer und Freund tat ihm auf irgendeine Weise auch Leid, denn er übernahm ein sehr, sehr schweres Erbe, falls das überhaupt noch möglich war, denn die Gefahr drängte sich immer dichter zusammen. Noch war sie nicht sichtbar, doch Bloch spürte sie. Es kam etwas auf sie zu, und der Abbe hatte noch nicht herausgefunden, was es war.

Er war allein in der Stille.

Bloch kannte diese Zeiten, in der die Ruhe so gut wie vollständig war. Er liebte die Stille, denn dann war er in der Lage, sich seinen Gedanken hinzugeben. In diesen stillen Zeiten hatte er Pläne geschmiedet und sich mit Freunden und Feinden beschäftigt. Es war stets etwas dabei herausgekommen, und er hatte sich auch nie so allein gefühlt. Seine Pläne und Gedanken hatten ihn stets ausgefüllt, aber das war jetzt anders.

An diesem späten Abend fühlte er sich allein!

Und es war ein besonderes Alleinsein. Es ging verdammt tief und hatte nichts mit einer körperlichen Entfremdung zu tun. Auch wenn Menschen um ihn herum gewesen wären, er hätte sich trotzdem einsam und verlassen gefühlt.

Der Abbe war kein Mensch, der sich vor irgendwelchen Erklärungen drückte. Auch jetzt wusste er, woran es lag, dass er sich so deprimiert fühlte. Vor der Antwort drückte er sich

ebenfalls nicht. Es lag daran, dass die alten Zeiten endgültig vorbei waren. Es gab sie nicht mehr. Er hatte seine Kraft verloren. Er war alt geworden, und ausgerechnet jetzt kehrte sein größter Feind zurück. Van Akkeren hätte sich keinen besseren Zeitpunkt aussuchen können. Es stellte sich nur die Frage, wie er seinen Angriff starten würde.

Bloch hob den Kopf. Es störte ihn der Schweiß auf seinem Gesicht. Er wischte ihn mit einem Tuch ab. Dabei merkte er, dass seine Hand zitterte. Und er verspürte Angst.

Angst vor dem Ende?

Er gab es sich selbst gegenüber zu. Auch damals, als er blind gewesen war und nur durch John Sinclairs Großmütigkeit gerettet worden war, hatte ihn ein ähnliches Gefühl erfüllt. Dieses aber war noch schlimmer geworden, denn der Abbe sah keinen Ausweg mehr. An diesem Abend fehlte ihm die Hoffnung, die damals noch vorhanden gewesen war. Heute gab es keinen John Sinclair, den er verdammt gut hätte gebrauchen können, denn er hätte die Dinge möglicherweise noch verändert. Leider war auch er gefangen, und allmählich ging der Abbe davon aus, dass das Leben für ihn dicht vor dem Ende stand.

Er saß bewegungslos auf seinem Platz und schaute nach vorn. In der direkten Blickrichtung stand der Knochensessel, den das Licht der Kerzen so gut wie nicht erreichte. So hatte Bloch Mühe, ihn zu sehen. Er nahm neben dem Fenster nur einen dunklen Gegenstand wahr, der alles Mögliche hätte sein können.

Sein Nachfolger hatte ihm geraten, sich in den Sessel zu setzen und so einen Fluchtversuch zu versuchen. War das wirklich so gut? Es hätte sein können, falls der Sessel ihn annahm, aber der Abbe wollte nicht flüchten. Es war einfach nicht seine Art, sich den Problemen auf diese Weise zu entziehen. Er hatte es nie getan. Er war stets in das Zentrum hineingestiegen, egal wie groß die Gefahren auch gewesen

waren. Er wäre sich sonst wie ein Feigling vorgekommen.

Und so blieb er an seinem Tisch sitzen und wartete auf das Erscheinen des Vincent van Akkeren. Er hatte Zeit. Er konnte alles selbst bestimmen, wann er erscheinen würde. Es brauchte nicht mal in dieser Nacht zu sein, aber Bloch rechnete trotzdem fest damit, denn Gestalten wie van Akkeren wollten immer so schnell wie möglich ans Ziel gelangen, um dort ihre Zeichen zu setzen.

Bloch ging auch davon aus, dass van Akkeren sich nicht mit ihm allein zufrieden geben würde. Wenn er angriff, dann richtig. Dann würde er den gesamten Stützpunkt der Templer zerstören wollen.

Es floss ihm kalt den Rücken hinab, aber er musste so denken. Van Akkeren schlug immer geballt zu.

Er hob den Blick an, weil er das Fenster neben dem Sessel beobachten wollte. Auch die Scheibe lag im Dunkeln, wurde allerdings noch vom Mondlicht gestreift, sodass ihre Umrisse hervortraten. Hinter dem Fenster lag der Ort Alet-les-Bains, in dem der Abbé und seine Templer schon so lange lebten. Sie hatten sich hier stets wohl gefühlt, und sie hatten es auch geschafft, das Kloster im Laufe der Zeit auszubauen. Es war größer geworden, auch moderner. Man war vernetzt, man konnte Informationen schnell empfangen und ebenso schnell verschicken. Aber man war auch auf eine Energiequelle angewiesen, und diese Quelle war nun ausgefallen. Nun mussten die Templer erleben, dass sie doch recht hilflos waren, und sie mussten versuchen, sich wieder auf ihre eigenen Kräfte zu besinnen. Er traute ihnen zu, es zu schaffen, doch zugleich fürchtete er sich vor den Veränderungen, die van Akkeren nur entgegenkommen konnten.

Je länger er über den Grusel-Star nachdachte, um so stärker reifte in ihm der Entschluss, dass van Akkeren seine Chance nutzen und zu ihm kommen würde. Und zwar zuerst. Bloch wünschte es sich fast. Er wäre auch zufrieden gewesen, wenn

sich van Akkeren nur an ihm gerächt und die anderen in Ruhe gelassen hätte.

Das würde wohl nicht eintreten. Wenn er angriff, dann wollte er alles an sich reißen und diesen Standort möglicherweise zu seinem Hauptquartier machen.

Mitternacht, dachte Bloch. Mitternacht ist eine gute Zeit. Viele hielten sich an dieses ungeschriebene Gesetz. So rechnete er damit, dass sein Feind um die Tageswende eintreffen würde.

Die Stille blieb. Sein Alleinsein ebenfalls. Es entstanden nur Geräusche, wenn er sich auf seinem Stuhl bewegte. Plötzlich war da noch etwas anderes. Er konnte den Grund nicht benennen, aber in seinem direkten Umfeld hatte sich etwas verändert, ohne dass es von ihm wahrgenommen worden war.

Bloch saß jetzt noch starrer als zuvor.

Er lauschte in sich hinein, hielt jedoch auch Ausschau, um zu erfahren, ob sich etwas im Zimmer verändert hatte. Nein, äußerlich nicht. Das Licht der Kerzen gab weiterhin seinen ruhigen Schein ab, und es gab auch nichts, was sich geheimnisvoll zwischen den Flammen bewegte.

Sein Blick fiel auf den Würfel. Er stand noch immer in seiner Reichweite. Bloch war auch nicht enttäuscht von ihm, weil er sich nicht »gemeldet« hatte, denn er wusste selbst, dass der Würfel nicht allmächtig, sondern auch angreifbar war.

Und jetzt?

Er rieb über seine Augen. Da passierte etwas. Trotz seiner dunklen Farbe konnte er in den Würfel hineinsehen, und er war sicher, dass sich dort etwas bewegte. Es waren nicht die Schlieren entstanden, die ihm irgendwelche Botschaften brachten, wie es normalerweise der Fall war, es bewegte sich nur die Farbe.

Der Abbe suchte nach einem erklärenden Ausdruck für dieses Phänomen. Ihm fiel der Begriff Unruhe ein. Ja, der Würfel war unruhig geworden, und so etwas geschah bestimmt nicht ohne

einen Grund.

Zum ersten Mal seit längerer Zeit huschte wieder ein Lächeln über das Gesicht des alten Templer. Er sah den Funken Hoffnung tanzen, denn er war davon überzeugt, dass nicht van Akkeren die Schuld daran trug, dass sich der Würfel in seinem Innern veränderte. Bloch war nur froh, dass der Würfel nicht mehr tot war und ihm so etwas wie eine Botschaft schicken wollte, auch wenn er diese nicht verstand.

Er wollte nicht mehr, dass der Würfel an seinem Platz blieb. Deshalb streckte er ihm den rechten Arm entgegen, um nach ihm zu fassen. Die gespreizten Finger seiner ausgestreckten Hand zitterten, als sie sich dem Würfel näherte. Dann legte er die Hand darauf und atmete zunächst tief durch.

Der Würfel des Heils fühlte sich gut an. Er war nicht kühl, sondern leicht warm, und diese Wärme drang von innen an Blochs Handfläche. Ein Beweis für ihn, dass sich innerhalb des Würfels tatsächlich etwas tat.

Es wäre jetzt wunderbar gewesen, wenn der Würfel die Schlieren gebildet hätte, um ihm die entsprechenden Informationen über van Akkeren zu geben, doch das trat leider nicht ein. Er blieb nur leicht erwärmt, und die Farbe in seinem Innern bewegte sich wie Wolken, die von einer Seite zur anderen trieben.

Etwas musste ihn allerdings verändert haben. Dass er selbst es gewesen war, das wollte der Abbe nicht glauben. Es steckte eine andere Kraft dahinter, die er sich noch nicht erklären konnte. Nur der Eindruck, nicht mehr unbedingt allein zu sein, der verstärkte sich immer mehr in ihm.

Der Abbe drehte den Kopf, ohne den Würfel dabei loszulassen. Er sah in die Dunkelheit im Zimmer und suchte vergeblich nach Bewegungen, was ihn nicht überzeugte.

»Wer bist du?«

Bloch hatte die Frage einfach stellen müssen. Sie war einfach über seine Lippen gedrungen. Für einen Moment lauschte er

noch dem Flüstern nach, das verwehte, ohne dass er eine Antwort bekommen hätte.

Dann, nach Sekunden, erlebte er die Überraschung. Eine ferne Stimme sprach ihn an.

»Hallo...«

Bloch schrak zusammen. Er zog unwillkürlich den Kopf ein. Die Stimme hatte ihn überrascht. Sie hatte auf ihn neutral geklungen. Es war ihm unmöglich gewesen, herauszufinden, ob sie von einer männlichen oder weiblichen Person stammte, doch er wusste, dass er sich nicht geirrt hatte.

»Wo bist du?«, flüsterte Bloch.

»Hier...«

Bloch schluckte. »Hier bei mir? Hier im Raum?«

»Ja...«

»Und ... und ... wer bist du?«

Gerade auf diese Frage hätte er sich eine Antwort gewünscht, doch es kam keine. Der Abbe war enttäuscht. Er wartete darauf, dass sich die Stimme wieder meldete, aber in den folgenden Sekunden passierte nichts.

Bloch hielt noch immer seinen Würfel fest. Er wusste selbst nicht, warum, aber plötzlich hatte er wieder Hoffnung bekommen. In seinem Kopf war der Gedanke an Vincent van Akkeren verschwunden. Seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit der weichen, neutralen Stimme, und er dachte zugleich darüber nach, wer diese geisterhafte Person wohl sein konnte, die Kontakt zu ihm aufgenommen hatte.

Vorstellen konnte er sich nichts. Ihm fielen auch keine Namen ein. Diejenigen Menschen, die er kannte, hätten sich auf eine andere Art und Weise gemeldet und nicht über den Würfel. Es war noch immer die gleiche Welt um ihn herum, aber trotzdem hatte sie sich verändert. Er nahm sie jetzt als gefüllt wahr, und nicht nur der Würfel gab ihm die Botschaft. Wenn es zutraf, dann musste das Andere aus ihm hervorgekrochen sein, um sich im Raum zu verteilen.

Bloch hütete sich davor, aufzustehen. Er bewegte nur seine Augen. Er durchsuchte den Raum, er konzentrierte sich auch auf die Flammen der Kerzen, weil er damit rechnete, dass sie ihm möglicherweise durch ein leichtes Flackern oder Wehen einen Hinweis gaben, doch das passierte nicht.

Sie brannten ruhig und fingerhoch weiter. Nichts störte sie. Aber die Stimme habe ich mir nicht eingebildet, dachte Bloch. Ich bin völlig normal. Ich höre keine Geräusche, die es in der Wirklichkeit nicht gibt. Da muss etwas vorhanden sein. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer, aber Bloch riss sich zusammen und blieb starr auf seinem Stuhl sitzen.

»Ich bin noch da ...« Der Abbe schrak zusammen. Für einen Moment schloss er die Augen. Er hatte wieder nicht feststellen können, wer gesprochen hatte. Mann? Frau ...? »Dann zeig dich doch!« Nach seiner Aufforderung erlebte er keine Reaktion. Die Stille lag weiterhin wie ein dichtes Netz über ihm. Er konnte sich nicht bewegen, aber er merkte, dass sich im Raum etwas verdichtete. Da meldete sich die andere Seite.

Die fingerlangen Flammenzungen der Kerzen, die immer ruhig gebrannt hatten, gerieten plötzlich in Bewegung, als wären sie von einem Windhauch erfasst worden. Sie wehten nach links, dann wieder nach rechts, als wollten sie den Beobachter einen Tanz vorführen. Der Wind erwischte ihn nicht. Er blieb auf den Bereich beschränkt, an dem die Kerzen standen.

»Zeige dich endlich ...« »Ja, ja, Abbe, das werde ich. Es ist Zeit. Ich muss mich auch zeigen ...«

Plötzlich tauchte die Gestalt wie aus dem Nichts aus.

Er wusste nicht, ob sie von der Decke nach unten gesackt oder aus dem Boden gestiegen war. Jedenfalls war sie da, und sie durchwehte das Zimmer wie ein Schleier.

Seine Augen weiteten sich. Feinstofflich, nicht aus einem festen Material. Ein heller Schatten, der von einer Seite des Zimmers zur anderen huschte, sich dann drehte und sich lautlos

dem am Fenster stehenden Knochensessel näherte.

Ein Spuk? Ein Geist? Etwas, das aus dem Jenseits gekommen war, um zuzuschlagen?

Er konnte es nicht sagen. Über die Erscheinung selbst erschrak der Abbe nicht, er ärgerte sich nur darüber, dass er sich keinen Reim darauf machen konnte.

Vor dem Sessel schwebte die helle amorphe Gestalt. Er hörte plötzlich ihr helles Lachen, und in diesem Moment begriff er einiges. Ihn hatte weder der Geist einer Frau, noch der eines Mannes besucht. Wer da zu ihm gekommen war, das war der Geist einer noch jungen Person, und zwar der eines Kindes.

Der Abbe war so stark mit seinen Gedanken beschäftigt, dass er nicht mitbekam, was genau passierte. Er hatte nur den Eindruck, einen kalten Luftzug zu spüren, der an ihm vorbeiglitt und sich der anderen Erscheinung näherte.

Sie veränderte sich.

Sie blieb kein Geist mehr.

Ein Mensch entstand - ein Kind!

Es war ein blondes Mädchen, das ein helles Kleid und eine dunkelrote Jacke darüber trug. Es wollte nichts Böses, denn wer lächelt, ist anders.

Bloch hielt den Atem an. Jeden anderen Menschen hätte er erwartet, aber nicht dieses Kind, das seiner Schätzung nach etwa zwölf Jahre alt sein musste.

Es verging Zeit, bis er sich von seinem Schock erholt hatte, denn es war schon mehr als eine Überraschung gewesen.

»Wer bist du?«, hauchte er.

»Clarissa Mignon ...«

Der Name raste durch den Kopf des Templers. Da war etwas, er wusste es genau. Er überlegte, schüttelte den Kopf, obwohl er nicken wollte. Der Name kam ihm bekannt vor. Er hatte ihn

schon gehört, und es lag noch nicht lange zurück.

»Clarissa Mignon?«, flüsterte er.

»Ja, so heiße ich.«

»Aber...«

»Ich dachte, du kennst mich.«

Der Abbe nickte, obwohl er davon nicht so überzeugt war. Clarissa Mignon, dachte er und nickte. Da ist etwas gewesen, das weiß ich genau. Ich habe auch indirekt damit zu tun gehabt. Ich habe John Sinclair damals auf die Spur gebracht und...

Plötzlich fiel es ihm wie die berühmten Schuppen von den Augen. Dieselben riss er weit auf, als er zu der Erkenntnis gelangt war. Natürlich, jetzt war alles klar. Vor ihm, stand *die* Clarissa Mignon und zugleich das Templerkind.

Bloch hörte sich selbst tief durchatmen. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und drückte den Rücken gegen die Lehne. Seine Augen schlossen sich, weil er sich durch nichts mehr ablenken lassen wollte. Er kramte in der Erinnerung nach, und diesmal brauchte er nicht lange, um den Faden zu finden.

Er selbst hatte John Sinclair vor einigen Monaten gebeten, sich um Clarissa zu kümmern. John hatte sie aus einem Heim geholt, in dem sie gemeinsam mit anderen Kindern lebte, deren Eltern zumeist Vertreter der Kirche waren.

Bei Clarissa hatte der Fall anders gelegen. Sie war ein echtes Kind der Templer. Nur hatten sich ihre Eltern für Baphomet entschieden. Sie waren gestorben, aber sie hatten trotzdem als Geister versucht, ihre Tochter zu sich zu holen.

Es war ihnen nicht gelungen, weil ihnen kein Geringerer als John Sinclair einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Auch er hatte es nicht geschafft, Clarissa nach Alet-les-Bains zu bringen, denn sie hätte die nächsten Jahre bei den Templern verbringen sollen, die sich auch um ihre Ausbildung gekümmert hätten. Dazu war es nicht mehr gekommen, denn Elohim, der Junge mit dem Jenseitsblick, hatte sich um Clarissa gekümmert und sie in seine Welt oder Sphäre geholt. Daran

hatte auch John Sinclair nichts ändern können.

Und jetzt war sie hier! Sie war möglicherweise sogar freiwillig gekommen, aber das wollte Bloch noch herausfinden, wenn er seine Sprache wieder zurückgefunden hatte.

Noch konnte er nicht reden. Er saß in seinem Stuhl und starrte sie nur an.

Clarissa schien zu wissen, wie es in ihm aussah. Sie lächelte auch, als sie sprach. »Du brauchst dich wirklich nicht zu fürchten. Ich will dir nichts tun.«

»Ja, ja, das glaube ich dir.« Er wischte über seine Stirn. Die Innenfläche der Hand wurde nass. »Aber ich begreife nicht, dass du gekommen bist. Das will einfach nicht in meinen Kopf hineingehen. Und warum bist du hier?«

»Um dir zu helfen.« Bloch schloss für einen Moment die Augen. Wie sich das anhörte! Sie wollte ihm helfen. Ein Kind wollte ihm zur Seite stehen, um ihn vor seinen Feinden zu beschützen. Das ... das ... war fast unmöglich. So etwas schaffte sie nie.

Er sprach seine Gedanken nicht aus und schaute stattdessen zu, wie Clarissa sich aus der Nähe des Sessels löste und mit kleinen Schritten auf ihn zukam. Sie war jetzt keine Erscheinung mehr, sondern ein hübsches blondes Kind, das auf der Schwelle zum Teenager-Alter stand. Er sah, dass sie blaue Augen hatte. Sie strahlten, und das war trotz der schlechten Lichtverhältnisse zu sehen. Und ein Strahlen ging auch von ihrem Gesicht aus. Überhaupt verbreitete sie einen wunderbaren Optimismus, der Bloch nicht verborgen blieb. Es machte ihr überhaupt nichts aus, sich in dieser fremden Welt zu bewegen. Sie wirkte so, als fühlte sie sich zu Hause.

Bloch verfolgte ihren Weg mit den Blicken. Clarissa stoppte nicht direkt vor ihm. Ehe sie den Tisch erreichte, drehte sie ab und setzte sich auf den Stuhl, auf dem bis vor kurzem noch Godwin de Salier gesessen hatte. Von der Seite her schaute sie den alten Templer an, und es lag nicht die Spur einer Falschheit

in ihrem Blick.

Es war auch etwas mit dem Abbe geschehen. In Gesellschaft des Mädchens fühlte er sich besser. Clarissas Erscheinen hatte seine Angst vertrieben. Begreifen konnte er es nicht, aber er nahm es einfach hin und freute sich darüber.

Der Abbe war sonst nicht auf den Mund gefallen, doch in diesen langen Augenblicken fehlten ihm die Worte. Er konnte seine Besucherin nur anstrahlen, die einen Optimismus verbreitete, der einfach ansteckend sein musste, denn seine eigenen Sorgen schwanden dahin. Er sah die Welt wieder optimistischer.

»Du also bist Clarissa«, flüsterte er und schüttelte den Kopf, als könnte er es noch immer nicht fassen. »Ja, endlich.« »Warum sagst du das?« »Hat man mich nicht hier zu euch bringen sollen? Es war John Sinclair, der es getan hat.«

»Das stimmt. Meine Freunde und ich wollten uns um dich kümmern. Du solltest nicht in die Fänge deiner Eltern geraten, die Kontakt zu einem mächtigen Dämon hatten. Von unserer Seite her war alles gut vorbereitet, nur ist es dann anders gelaufen.« »Ich wurde von Elohim geholt.« »Das weiß ich. Und wie geht es dir jetzt?«

»Wunderbar.« Bei dieser Antwort strahlten die Augen so hell, dass sie einfach nicht lügen konnte. »Ich bin in einer anderen und sehr schönen Welt. Ich habe Engel gesehen, ich habe auch Elohims Vater erlebt. Er heißt Raniel, aber zumeist bin ich bei meinem neuen Freund, und wir fühlen uns wohl. Ich bin gerettet worden, aber ich möchte etwas von dem zurückgeben.«

Bloch nickte. »Das ist sehr ehrenwert. Aber wie hast du dir das vorgestellt?«

»Indem ich dir helfe.«

Der Abbe schwieg. In diesen Augenblicken fühlte er sich beschämmt, und er senkte den Kopf. Er konnte es nicht fassen, dass ein Kind zu ihm kam, um ihn zu beschützen. Nicht John Sinclair, auch nicht Suko, sondern ein Mädchen, in dessen

Blick nicht die Spur von Falschheit lag. Clarissa musste gespürt und auch gesehen haben, was sich hier zusammenbraute, und es hatte sie nicht mehr in ihrer Welt gehalten. Sie zeigte auch keine Angst, sondern schaute den Abbe nach wie vor offen an.

»Warum genau hast du deine Welt verlassen?«, fragte er.

Sie streckte ihre Hand vor und fasste nach seiner. Der Abbe ließ es mit sich geschehen. Er fühlte die warme Hand auf seiner, und ihn durchströmte ein gutes Gefühl. Nach all der Angst genoss er die Veränderung sehr.

»Ich musste es tun. Ich bin es schuldig. Ich weiß, wer meine Eltern gewesen sind. Ich habe erfahren, dass sie den falschen Weg gingen, und ich möchte nicht, dass sie im Nachhinein noch gewinnen. Ich will nicht, dass das Böse siegt. Ich habe gehört, dass jemand zurückgekehrt ist, der sich als Baphomet ausgibt. Er will euch vernichten. Er will alles an sich reißen. Er ist der Götze, dem auch meine Eltern gedient haben, und ich hasse ihn. Ja, ich hasse ihn. Ich will nicht, dass er irgendwelche Menschen zerstört, sie tötet und wer weiß was mit ihnen anstellt. Du und deine Freunde, ihr seid auf dem richtigen Weg, aber Baphomet und seine Diener sind es nicht. Verstehst du?«

»Ja, Clarissa, ich habe dich verstanden. Ich weiß deine Hilfe auch zu schätzen, aber ich muss dich zugleich warnen. Du hast dich mit Feinden eingelassen, die sehr stark und mächtig sind. Es wird nicht so einfach sein, sie zu besiegen. Es haben schon viele Menschen versucht. Van Akkeren hat alle Hindernisse aus dem Weg geschafft, und jetzt wird er zu uns kommen, um uns zu vernichten. Besonders auf mich hat er es abgesehen, denn ich führe die Templer-Gruppe.«

»Das weiß ich alles, Abbe. Aber jetzt bin ich hier, um zu helfen. Ich bin zwar spät gekommen, aber ich bin da, und das ist wohl sehr wichtig, glaube ich.«

»Es ist wunderbar«, gab Bloch zu, »aber ich kann mir nicht vorstellen, wie du mir helfen willst.«

»Ich werde mich den Feinden in den Weg stellen.«

»Und dann?«

»Nichts Genaues, Abbe. Ich verlasse mich auf meine Helfer aus der anderen Welt.«

»Elohim?«

»Ja.«

»Auch Raniel?«

Clarissa hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Ich habe keinen großen Kontakt zu ihm. Da hat es Elohim besser. Aber ich würde sagen, dass es nicht mehr so schlimm aussieht. Du kannst wieder Hoffnung schöpfen. Da bin ich sicher.«

»Wenn das so wäre, würde es mich freuen.« Bloch schüttelte den Kopf. »Es ist wirklich nicht gegen dich gerichtet, aber die andere Seite hat alles im Griff.

Sie wird diesen Angriff nicht unvorbereitet führen, dessen bin ich mir sicher.«

»Sind sie in der Nähe?«

»Ich rechne damit.«

»Aber du hast noch keinen gesehen?«

»Nein.«

»Dann können wir warten.«

»Hier?«

»Ja, wir allein.«

Der Abbe begriff die Selbstsicherheit des Mädchens nicht. Clarissa zeigte nicht die Spur irgendeiner Angst. Die Welt, aus der sie kam, musste ihr eine große Sicherheit mit auf den Weg gegeben haben. Darauf deutete auch ihr optimistisches Lächeln hin.

»Soll ich nicht doch den anderen Templern Bescheid geben, Clarissa?«

»Nein, warum denn? Glaubst du, dass sie uns noch zur Seite stehen können?«

»Wir wären zumindest mehrere ...«

»Vertraue doch auf deine Stärke!«, sagte sie mit fester Stim-

me und brachte Bloch wieder aus dem Konzept.

Dass ihm, dem Templer-Führer, einmal ein junges Mädchen sagen würde, wo es lang ging, hätte er sich nicht träumen lassen. Sie saß bei ihm, sie hielt seine Hand, und er kam sich vor wie ein Schuljunge, der kaum etwas zu sagen hatte. Er schaute Clarissa an und fragte sich, ob dieses junge Geschöpf in der Lage war, sich gegen einen Vincent van Akkeren zu stellen.

Clarissa hatte ihren Blick abgewendet und schaute sich den Würfel näher an.

»Kennst du ihn?«, fragte Bloch, dem das Verhalten des Mädchens aufgefallen war.

»Ich habe dich durch ihn gespürt.«

»Wieso?«

»Es gab plötzlich eine Verbindung zwischen uns. Ich konnte deine Angst und Unzulänglichkeit spüren. Sie drang bis zu mir. Der Würfel hat sie transportiert. Ich weiß nicht, wozu du ihn brauchst, aber ich meine, dass er etwas Wunderbares ist, und auch Elohim war der Meinung, dass ich so schnell wie möglich zu dir muss, um dich vor dem Schlimmsten zu bewahren.«

»Dann hat er doch reagiert«, flüsterte Bloch.

»Wie meinst du?«

»Ach, nur so.« Er wollte etwas hinzufügen, aber er merkte, dass sich Clarissas Verhalten änderte. Sie zog ihre Hand zurück und setzte sich steifer hin.

Mit der Gelassenheit war es vorbei. Bloch schaute sie scharf von der Seite her an. »Hast du etwas bemerkt? Ist was passiert...?«

»Pssst...«

Der Abbe sagte kein Wort mehr. Er wusste, dass ihm das Handeln aus den Händen genommen worden war. Er hatte es auch akzeptiert. Hier herrschte Clarissa, die nicht mehr auf ihrem Stuhl sitzen blieb und sich in die Höhe drückte.

Sie ging einen Schritt nach vorn, blieb stehen und drehte

langsam den Kopf. So durchsuchte sie das Zimmer wie jemand, der etwas Bestimmtes entdecken will.

Aber es war nichts. Es meldete sich auch nichts. Die Flammen der Kerzen stachen in die Höhe. Sie brannten ruhig und wurden durch nichts bewegt. Es gab keinen Grund, hier etwas Fremdes zu vermuten.

Trotzdem war Clarissa auf der Hut. Sie winkte ab, als der Abbe ebenfalls aufstehen wollte. Dann setzte sie sich wieder in Bewegung. Ihre Füße tanzelten über den Boden hinweg. Sie drehte den Kopf in die verschiedenen Richtungen, als wäre sie nicht sicher, ob sie sich richtig verhielt.

Der Abbe tat nichts. Er verfolgte ihren Weg. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sie plötzlich abgehoben hätte und durch die Decke verschwunden wäre.

Plötzlich blieb sie stehen.

Der Abbe sah, dass ihr Blick sich auf ein bestimmtes Ziel richtete. Sie schaute über den Knochensessel hinweg und konzentrierte sich auf das Fenster. Dahinter lag die normale Nacht und nichts sonst, wollte der Abbe zumindest glauben, doch er irrte sich. Hinter der dunklen Scheibe entstand eine Bewegung. Von oben her schob sich etwas nach unten in den Ausschnitt hinein, und selbst auf diese recht große Entfernung hin erkannte Bloch, dass es sich dabei um ein Gesicht handelte. Es stand im hellen Kontrast zu der Dunkelheit der Scheibe, und das Gesicht bewegte sich in der unteren Hälfte. Ein Mund verzog sich in die Breite, um etwas zu zeigen.

Das Mädchen tat nichts, und auch der Abbe saß starr auf seinem Stuhl. Das nicht nur, weil das Gesicht dort im Fensterausschnitt erschienen war und der Mann, dem es gehörte, vom Dach her an der glatten Hauswand herabgeklettert sein musste, denn in diesem Augenblick erkannte Bloch den Mann.

Es war Michel, einer der Templer. Was ihn zuerst als Schatten irritiert hatte, entpuppte sich plötzlich als Bart. Er war gewissermaßen das Markenzeichen des Mannes.

Wie er sich in dieser Kopfüber-Haltung an der Hauswand festhielt, war dem Abbe ein Rätsel, aber er hatte es tatsächlich geschafft, und es erschien sogar ein Arm mit der dazugehörigen Hand.

Der Arm pendelte hin und her, als wollte Michel ausholen. In der unteren Hälfte des Gesichts zuckte der Mund. Eine Zunge schlug hervor wie ein dicker Wurm, und etwas Helles malte sich an der Oberlippe ab.

Zwei Zähne!
Vampirzähne!

Bloch stöhnte auf, als er begriffen hatte, was mit Michel passiert war. Im gleichen Moment schlug Michel zu. Er hatte genügend Kraft gesammelt, um sein erstes Ziel zu erreichen.

Mit der Faust hämmerte er von außen her gegen die Scheibe. Die Hand war so hart wie ein Stein, und das Glas hatte keine Chance, ihr zu widerstehen.

Clarissa und der Abbe hörten das Splittern der Scheibe, dazwischen auch platzende Geräusche und in der nächsten Vorwärtsbewegung wuchtete Michel seinen Körper in den Raum hinein...

Michel konnte plötzlich fliegen, diesen Eindruck hatte Bloch jedenfalls. Durch den eigenen Schwung flog er über den Knochensessel hinweg und hinein in den Raum. Dass einige Glasscherben in seinem Gesicht steckten, störte ihn nicht weiter, denn er war kein Mensch mehr, sondern ein verfluchter Blutsauger.

Während des Sprungs zog er noch die Beine an, sodass er nicht mit dem Bauch zuerst aufprallte. Er fing sich ab und richtete sich noch in der gleichen Sekunde auf.

Der Abbe wollte ebenfalls hochspringen, aber er fand einfach nicht die Kraft. Er sah den Vampir und auch das Mädchen in

seiner Nähe. »Clarissa!«, rief er stöhnend. »Bitte, du musst fliehen. Versuche es zumindest. Flieh endlich!«

Das Mädchen blieb stehen.

Es schaute starr auf den Blutsauger. Und wie es dort stand, schien es nicht die Spur von Angst zu empfinden, obwohl sich der Templer in ein Monstrum verwandelt hatte.

Der Abbe dachte auch nicht darüber nach, wer ihn gebissen haben könnte, er wollte nicht mehr tatenlos zuschauen und musste Clarissa aus der Gefahrenzone schaffen.

Plötzlich war seine Starre vorbei. Er hatte das Gefühl, Flügel bekommen zu haben, so schnell huschte er hinter dem Tisch hervor. Bevor Clarissa etwas unternahm, war er bei ihr, riss sie zur Seite und kümmerte sich um Michel.

Der Abbe trug das Kreuz aus Holz vor seiner Brust. Ein großes Ding hing noch im Zimmer. Das hier war keine Welt für einen Blutsauger, aber Michel dachte nicht daran, den Abbe an sein eigenes Kreuz gelangen zu lassen. Er war schneller.

Zugleich mit der rechten Faust fegte dem Abbe ein Fauchen entgegen. Das tat ihm nichts, aber der Schlag, der ihn in der Körpermitte erwischte, war schon schlimm. Er hatte den ungeschützten Leib unvorbereitet getroffen, und der Templer klappte einfach zusammen. Er würgte, taumelte dabei noch einige Schritte zur Seite, bis ihn die Kraft verließ und er langsam zu Boden sank.

Clarissa hatte sich noch immer nicht bewegt. So wie sie sich verhielt, schien sie alles im Griff zu haben. Was Bloch nicht glauben wollte. Er versuchte immer wieder, sie zu warnen, aber durch den Schlag war ihm die Stimme genommen worden. Er konnte nicht mehr reden und brachte nur ein Würgen zu Stande.

Michel kümmerte sich um Clarissa. Er sah sie als eine leichte Beute an. Er leckte über seine Lippen, griff nach ihr, aber das Mädchen war schneller.

Es bewies, dass man sich in der anderen Welt mit ihr beschäf-

tigt hatte. Dort war ihr etwas beigebracht worden, und sie fing die zupackenden Hände mit einer geschickten Bewegung an den Handgelenken ab.

Der Untote war überrascht. Mit diesem kraftvollen Widerstand hatte er nicht gerechnet, und mit der anschließenden Aktion auch nicht. Die wesentlich kleinere Clarissa gab ihm einen heftigen Stoß und ließ ihn zugleich los.

Michel war nicht mehr in der Lage, seinen Lauf zu stoppen. Rückwärts lief er wieder auf das Fenster zu, durch das er gekommen war. Er wäre beinahe noch auf den Scherben ausgerutscht, fand sich aber wieder, indem er mit den Armen ruderte, doch er schaffte es nicht mehr, seinen Lauf zurück zu stoppen.

Plötzlich war da der Sessel!

Der stoppte ihn!

Selbst der Abbe, der verkrümmt am Boden lag und unter dem Treffer litt, schaute zu, was geschah. Clarissa hielt die Arme hoch und die Hände zu Fäusten geballt. Sie hatte die Siegerpose eingenommen, und damit behielt sie Recht.

Wuchtig fiel Michel auf den Sessel. Man hätte Angst haben können, dass die Knochen unter seinem Gewicht zusammenbrachen, aber das passierte nicht. Der Sessel war stabil genug, um den Aufprall abzufangen. Michel wurde praktisch in ihn hineingedrückt, doch er kam nicht mehr aus ihm heraus.

Es blieb bei einem Versuch, da aber hatte der Knochensessel bereits reagiert. Er bekam plötzlich Arme, doch diese Arme bestanden nicht aus normalen Greifern, sondern aus Feuer.

Flammen schossen vom Sessel aus in die Höhe. Den Knochen selbst passierte nichts. Der Sessel war nur innerhalb von Sekundenschnelle zu einem makabren Gasherd geworden, dessen blassblaue Flammen sich gedankenschnell um den Körper des Vampirs verteilten und ihm nicht den Hauch einer Chance ließen.

Michel verbrannte vor den Augen der beiden Zeugen. Das

Gas löste seinen Körper auf, der noch im Sessel sitzend zu einer weichen Masse wurde, die immer tiefer sackte und schließlich als eine lange Zunge zu Boden rann, wo sie liegen blieb.

Es war ein weiches, dampfendes Zeug, das allerdings nicht mehr dampfend blieb, sondern allmählich austrocknete, wobei Clarissa und der Abbe zuschauen konnten.

Mehr blieb von Michel nicht zurück. Der Knochensessel hatte ganze Arbeit geleistet. Der Nachtwind drang in den Raum. Er brachte die Kühle in das schweißnasse Gesicht des Templiers, der froh war, alles überstanden zu haben, es jedoch noch nicht richtig begreifen konnte. Clarissa kam zu ihm und nahm ihm so den Blick auf den Sessel. Als sie nahe genug an ihn herangekommen war, bückte sie sich und streckte ihm die Hand entgegen.

»Bitte, es ist vorbei.«

Bloch ließ sich auf die Beine helfen. Es beschämte ihn nicht mal, dass er so etwas wie außen vor gewesen war. Hier hatte jemand anders das Sagen, und er bewunderte Clarissa sogar.

Noch immer war mit seinem Magen nicht alles in Ordnung. Er hatte Mühe, normal Luft zu holen. Jeder Atemzug schmerzte in seinem Körper, und von der Stirn rann ihm der Schweiß über das verzogene Gesicht hinweg.

»Ich wollte nicht, dass es dazu kam«, flüsterte Clarissa, »aber es ist alles sehr schnell gegangen. Komm, ich bringe dich zu deinem Platz. Es ist besser, wenn du sitzt.«

»Ja - danke.«

Der Abbe hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er schlurfte über den Boden hinweg und hielt dabei die linke Hand gegen die getroffene Stelle gepresst. Schwer ließ er sich auf den Stuhl fallen, auf dem zuvor Clarissa gesessen hatte.

Sie schenkte Wasser in ein Glas und reichte es ihm. »Bitte, es wird Ihnen gut tun.«

»Danke«, flüsterte Bloch mit rauer Stimme. Er trank und

blickte dabei über den Glasrand hinweg. Seine Augen hatten einen leeren Ausdruck bekommen. Er sah aus wie jemand, der etwas erlebt hatte, es aber nicht begreifen konnte.

Schließlich stellte er das Glas zurück und flüsterte kaum hörbar: »Er ist einer von uns gewesen, Clarissa. Ich habe ihn vor einigen Stunden noch völlig normal gesehen. Jemand hat ihn zu einem Vampir gemacht.« Bei seinen nächsten Worten schaute er zu ihr hoch. »Kannst du das begreifen, Kind? Wir haben es nicht nur mit Vincent van Akkeren zu tun, sondern auch mit einem gefährlichen Blutsauger. Und das ist der Schlimmste überhaupt, den du dir vorstellen kannst. Wenn wir bisher noch eine Chance hatten, jetzt nicht mehr.«

Clarissa sah die Dinge optimistischer. »Auch damit werden wir fertig!«, behauptete sie. »Nein, Kind, nein. Sie haben sich zusammengeschlossen. Sie sind unerbittlich. Sie haben einen ihrer Helfer vorgeschnickt, um etwas zu testen. Er hat verloren, doch sie werden nicht verlieren, das weiß ich genau. Außerdem wundert es mich, dass es so ruhig geblieben ist. Wir haben nichts gehört, dabei hätten die anderen doch etwas hören müssen. Ich habe ihnen gesagt, dass sie aufpassen sollen.«

»Was meinst du damit?«

»Das Zerschlagen der Scheibe. Es ist nicht lautlos abgegangen. Man hätte es hören müssen, Kind.« Er fasste nach Clarissas Hand, als könnte ihm die Berührung Sicherheit geben. »Aber es kam niemand, um nachzuschauen«, flüsterte er. »Weißt du, was das bedeutet? Ist dir das klar?«

»Nein, nicht genau.«

»Sie können nicht, Kind. Sie sind nicht mehr in der Lage dazu, es ist furchtbar, aber es stimmt. Das Kloster hier gehört nicht mehr uns. Es befindet sich bereits unter der Kontrolle des Vincent van Akkeren. Das kannst du mir glauben. Was ich verhindern wollte, ist längst geschehen, Kind. Wir sind noch da, aber wir stehen auch allein und auf verlorenem Posten.«

Clarissa hatte alles gehört, doch sie schaffte es nicht, die

Zusammenhänge zu begreifen. Außerdem konnte sie sich nicht vorstellen, dass die Templer so schnell aufgaben. Sie erinnerte sich daran, dass John Sinclair damals eine sehr hohe Meinung von seinen Freunden gehabt hatte. Sollte das denn alles verkehrt gewesen sein?

Bloch hatte sich wieder gefangen. Auch das Sprechen fiel ihm nicht mehr ganz so schwer. »Darf ich dir einen Vorschlag machen, Kind?«

»Bitte.«

»Geh wieder. Geh, bevor alles hier zusammenbricht. Du bist noch jung. Du hast ein besonderes Leben vor dir, das du keinesfalls aufs Spiel setzen darfst. Geh zurück in deine Welt. Dort bist du sicherer. Von da aus kannst du alles beobachten. Vielleicht wirst du es ja sein, die uns eines Tages rächt und mit dem mörderischen Baphomet-Spuk aufräumt. Auch wenn es in deinen Ohren seltsam klingt, aber ich bin der Meinung, dass ein Generationswechsel fällig ist. Meine Zeit ist vorbei. Ich bin zu alt, vielleicht auch verbraucht. Ich habe versucht, mein Feld zu bestellen und ...«

Clarissa hatte gar nicht zugehört, sondern den Kopf gedreht und zum Fenster geschaut. Sie glaubte, dort eine Gestalt gesehen zu haben, war sich aber nicht sicher. Außerdem war sie zu schnell vorbeigeschuscht.

»Gib doch nicht auf!«, bat sie.

»Ich muss aber. Es hat keinen Sinn mehr. Ich ...«

Jemand stieß die Tür mit einem wuchtigen Stoß auf. Da beide in der Nähe standen, bekamen sie noch den Luftzug zu spüren.

Dann stand er im Zimmer.

Er war der Sieger, er war der Gewinner, und es war der Grusel-Star Vincent van Akkeren ...

Nora reagierte schnell wie der Blitz!

Sie war mit einer geschmeidigen Bewegung hochgekommen, wie es kein Vampir geschafft hätte, der erst vor kurzem zu einem Untoten gemacht worden war. Außerdem hätte sie sich in dieser knappen Zeitspanne nicht verändern können.

Ich hatte ihren Schrei gehört und den Kopf gedreht. Jetzt sah ich ihr Gesicht, den offenen Mund, und ich erkannte, dass ihre Zähne normal waren und sie nicht zu einem Blutsauger geworden war.

Was mir in diesen Sekundenbruchteilen durch den Kopf schoss, das wusste ich alles nicht. Ich war einfach nicht in der Lage, dies nachzuvollziehen, außerdem ging alles sehr schnell.

Und selbst für Justine Cavallo kam die Veränderung völlig überraschend. Bestimmt hatte sie noch reagieren und etwas verändern wollen, aber nicht bei Nora Thorn.

Sie wollte zwar zu mir, aber sie kümmerte sich auch um Justine. Nach dem zweiten Sprung griff sie die blonde Bestie an. Ihr rechtes Bein raste in die Höhe, das linke hob dabei ebenfalls vom Boden ab, dann landete der Fuß einen harten Treffer, der beinahe noch das Kinn der schönen Blutsaugerin zerschmettert hätte, wäre es ihr nicht im letzten Augenblick gelungen, den Kopf zur Seite zu reißen. So hämmerte der Tritt gegen ihre Brust. Er war hart genug geführt worden, um die Blutsaugerin wegzuschleudern. Ich sah, wie sie dem Eingang entgegenflog und in die Phalanx der dort stehenden Blutsauger regelrecht hineindrosch. Mehr sah ich nicht, denn Nora hatte mich bereits erreicht.

»Jetzt, John!«

Sie riss mich einfach mit.

Ich fiel nach vorn und hätte eigentlich gegen die Spiegelfläche prallen müssen, doch das passierte nicht. Sie war zwar noch vorhanden, aber sie bildete kein Hindernis mehr. Sie war aufgeweicht, und sie hielt mich nicht mehr auf.

Ich fiel gegen sie - und auch in sie hinein!

Plötzlich war die Vampirwelt verschwunden. Eine andere

hielt mich und Nora umfasst. Es war ein Tunnel, der zwei Dimensionen miteinander verband. Es war so etwas wie Sciencefiction, aber auch Magie, und wir konnten diese Magie für uns nutzen.

Ich kannte mich bei diesen Reisen aus. Ich wusste auch, dass ich mein Zeitgefühl dabei verlor. Da trafen keine irdischen Maßstäbe mehr richtig zu. Und auch auf unserer Reise an das andere Ziel wurden wir von fremden Kräften erwischt, die uns drehten, die uns schoben und schließlich losließen.

Wir waren da.

In der freien Luft.

Wir spürten wieder festen Boden unter den Füßen. Hätte es einen Beobachter gegeben, er hätte uns vielleicht aus dem dunklen Himmel fallen sehen wie zwei Springer ohne Fallschirm. Aber wir waren nicht verletzt, selbst der Aufprall hatte sich in Grenzen gehalten, und nebeneinander hockten wir auf einem Boden, der mit dunklen Steinen belegt war, die der Mond mit einem leicht silbrigen Anstrich versah.

Nora stand zuerst auf.

Ich blieb noch einen Moment sitzen, weil ich mich umschauen wollte. Ich musste mich erst an die neue Welt gewöhnen. Schon beim ersten Hinschauen sah ich ungefähr die gleiche Szene, wie sie mir der Spiegel in der Vampirwelt präsentierte. Nur war ich diesmal näher, denn vor uns lag in normaler Größe das Kloster der Templer.

Ich stand auf, blickte zurück, sah die Wolken am dunklen Himmel, aber keine Vampirwelt mehr. Damit war auch die blonde Bestie Justine Cavallo verschwunden.

»Okay?«, fragte Nora lässig.

»Ja«, erwiderte ich erstaunt, »es scheint alles okay zu sein. Wir sind beide noch am Leben, aber dass ich lebe, das habe ich dir zu verdanken, Nora.«

»Nur indirekt.«

»Hör auf. Stell dein Licht nicht unter den Scheffel. Sie hat

dich doch gebissen - oder?«

»Ja, das hat sie.«

»Aber du bist...«

Nora lachte und fuhr dabei über ihr linke Halsseite hinweg.
»Für Vampire untauglich. Oder ungenießbar. Ich weiß nicht,
wie du es nennen willst, aber es ist so.«

»Aufgrund deiner Entführung?«

»Das muss damit zusammenhängen. Die anderen haben mich
zu einem anderen Menschen gemacht. Das habe ich akzeptiert.
Damit muss ich leben, auch wenn dieses Leben manchmal ein
wenig einsam ist und ich mir wie eine Weltenstromerin
vorkomme. Was willst du machen, John? Jeder von uns sollte
sein Schicksal annehmen.«

»Da hast du Recht. Und du hast mich schon wieder gerettet.
Allmählich wird mir das unheimlich.« Ich schüttelte den Kopf.
»Wo kommst du überhaupt her? Wie hast du es geschafft, in
die Vampirwelt zu gelangen? Das begreife ich nicht.«

Nora winkte lässig ab. »Darüber solltest du kein Gehirn-
schmalz verlieren, John. Etwas anderes ist viel wichtiger.« Sie
deutete auf das Haus. »Es ist alles dunkel. Oder fast dunkel.
Glaubst du an ein gutes Zeichen?«

»Nein!«

»Dann lass uns nachschauen.«

Das hatte ich auch vor. Doch die Ereignisse zu verkraften,
war nicht so einfach gewesen. Die Erlebnisse spukten noch
immer in meinem Kopf herum. Als wir auf die Eingangstür
zugingen, da merkte ich den leichten Schwindel. Der machte
sich auch beim Gehen bemerkbar, denn ich ging etwas
schwankend.

Nicht so Nora Thorn. Sie hatte die Erlebnisse locker verdaut.
Nichts davon schien ihr etwas ausgemacht zu haben, und sie
war es auch, die die nicht abgeschlossene Eingangstür öffnete.

Auf der Schwelle blieben wir stehen.

Wir schauten in das Dunkel hinein. Es gab kein künstliches

Licht.

Es hatte auch niemand eine Kerze aufgestellt. Zum mindest nicht hier im Flur.

So waren die Verhältnisse perfekt für einen Vampir, und ich glaubte daran, dass ich hier in diesem Bau einen gewissen Dracula II und auch Vincent van Akkeren finden würde.

Ich spürte es einfach. Oft genug hatte ich meinen Freunden hier einen Besuch abgestattet, eine derartige Atmosphäre war mir jedoch noch nie untergekommen. Es hatte sich einiges verändert, doch ich konnte nicht sagen, was.

Keine Details, doch grob geschätzt war sie kälter geworden. Eine Kälte, die nicht durch einen Temperaturabfall gebildet wurde. Dafür hatte sie die Welt des Bösen verlassen und sich hier zwischen den Wänden manifestiert.

Ich wunderte mich über Nora Thorns Zielstrebigkeit.

Sie wusste genau, wohin sie zu gehen hatte, und sie kannte sich auch im Dunkeln aus. Da besaß sie wohl Augen wie eine Katze.

Ich blieb dicht hinter ihr und beobachtete ihre geschmeidigen Bewegungen.

Sie war eine Kämpferin, wie man sie sich perfekter nicht vorstellen konnte, und ich fragte mich sogar, ob sie überhaupt noch als Mensch durchging.

Als sie nicht mehr weiterschritt, standen wir beide vor einer Doppeltür.

Ich wusste, welcher Raum sich dahinter verbarg. Es war so etwas wie ein großes Konferenzzimmer, in dem sich die Templer versammelten, wenn sie etwas zu besprechen hatten.

»Wer zuerst?«

»Geh du«, sagte ich

»Okay.« Nora zögerte keine Sekunde länger. Sie legte eine Hand auf die dunkle Klinke.

Der Druck nach unten, der kurze Ruck, dann war die Tür offen, und ich hatte das Gefühl, als wäre der Tod dabei, uns

seinen Atem einzuhuchen ...

Er war gekommen. Er stand da und sagte nichts!

Vor allem dem Abbe hatte es die Sprache verschlagen, auch wenn er auf van Akkerens Erscheinen vorbereitet gewesen war. Ihn jedoch hier so dicht und in voller Größe zu sehen, ließ ihn leicht schwindeln. Er dachte daran, was er alles mit dieser verfluchten Gestalt erlebt hatte und wie viel Blut und Tränen vergossen worden waren. Bis es den beiden Geisterjägern schließlich gelungen war, Vincent van Akkeren in die Hölle zu schicken, aus der er wieder hervorgekommen war, weil ihn der Teufel wohl nicht haben wollte.

Bloch hatte den Mensch-Dämon über lange Zeit nicht gesehen. Jetzt, als er ihn anschaute, dachte er auch darüber nach, ob sich van Akkeren verändert hatte. Nein, im Prinzip nicht. Er war jemand, der anziehen konnte, was er wollte, er würde auch bei einer hellen Kleidung immer eine gewisse Düsternis ausstrahlen. Sein Haar war mal schwarz und von grauen Strähnen durchzogen gewesen. Jetzt waren die Haare grauer. Das Gesicht war nicht älter geworden. Er strahlte noch immer die gleiche Härte aus. Seine Haut war von Falten durchzogen und wirkte an den Wangen wesentlich dicker als auf der breiten Stirn. Unter den Brauen malten sich Augen ab, deren Farbe an tote dunkle Steine erinnerte. Van Akkeren zeigte kein Gefühl. Wenn doch, dann war es der reine Hass.

Auch seine Kleidung hatte er nicht gewechselt. Bei den Jungen, Kreativen mochte es ja als schick gelten, Grau oder Schwarz zu tragen, bei ihm war es die Einstellung. Er hatte sich immer so gekleidet, und das würde sich auch nicht ändern.

Beim Anblick des Grusel-Stars hatte der Templer die Luft angehalten. Jetzt merkte er, dass ihm das Atmen fehlte, und er holte es so schnell nach, dass er sich beinahe verschluckt hätte.

Als er schließlich hustete, verzogen sich die schmalen Lippen im Gesicht des van Akkeren zu einem kalten Lächeln.

Der Grusel-Star wartete ab, bis sich Bloch wieder erholt hatte. Dann sagte er einen Satz, der zugleich Feststellung und auch Drohung war. »Ich bin wieder da!«

Bloch riss sich zusammen, um überhaupt eine Antwort geben zu können. »Ja, ich bin nicht mal überrascht. Ich wusste es. Ich habe dich sogar erwartet.«

»Nur bin ich nicht mehr allein. Ich bin stärker geworden. Ich habe mir einen Verbündeten gesucht. Mit ihm zusammen werde ich herrschen und diejenigen vernichten, die sich mir in den Weg stellen. Es ist klar, dass ich bei dir anfangen werde.«

»Nichts anderes habe ich erwartet!«, presste der Abbe hervor.
»Freunde sind wir nicht.«

Van Akkeren lächelte nur geringschätzig. Dann drehte er etwas den Kopf und fragte: »Gehört sie auch zu euch?«

»Nein!«, flüsterte Bloch schnell. Er wollte nicht, dass van Akkeren überhaupt nur auf die Idee kam, Clarissa etwas anzutun. »Sie ist ein Mädchen aus dem Dorf und nur zu Besuch. Sie hatte mich sprechen wollen und war schon dabei zu gehen. Du kannst sie ruhig laufen lassen. Sie wird dir nicht gefährlich werden.«

Er hoffte, das Richtige gesagt zu haben, nur war es leider Clarissa selbst, die ihm einen Strich durch die Rechnung machte.

»Es stimmt nicht. Ich gehöre zu ihm. Ich gehöre hierher. Hier sollte so etwas wie meine Heimat entstehen.«

»Ein Kind?«, höhnte van Akkeren.

»Ich bin älter als ich aussehe!«

»Dann wirst du ebenfalls sterben. Oder als Blutsaugerin weiterleben. Ich weiß es nicht genau.«

»Sie hat gelogen!«, fuhr ihm Bloch in die Parade. Er wollte retten, was noch zu retten war. »Sie will sich nur aufspielen. Clarissa habe ich nie zuvor hier...«

Vincent van Akkeren ging vor. Mitten im Satz verstummte der Templer, weil eine Hand zugegriffen hatte. Es war eine kalte Pranke, die einen Teil seines Gesichts und Halses umschloss. Der Templer schaffte es nicht, sich aus dem Griff zu befreien. Ihm wurde die Atemluft genommen, als van Akkeren ihn zuerst drehte und dann mit ihm zurückging, bis er den Tisch erreicht hatte, über den er ihn drückte. Gegen den Rücken des Templers drückte das harte Holz der Platte, auf dem Gesicht und am Hals spürte er den Druck der Pranke.

»Ich werde mich nicht lange mit dir aufhalten, Bloch. Ich habe noch anderes zu tun. Aber du bist in diesem Fall die wichtigste Person gewesen. Du hast Glück, dass ich dich nicht lange leiden lassen will. Ich werde dir kurzerhand das Genick brechen.«

Auch wenn man ihm die Luft abdrückte, sein Gehör funktionierte wie immer, und der Abbe wusste genau, dass van Akkeren nicht bluffte. Menschenleben spielten für einen wie ihn keine Rolle. Bloch war nicht mal erschreckt, mit welch Gleichgültigkeit van Akkeren über sein Mordvorhaben gesprochen hatte.

Seine Hand lag noch immer am Hals und am Kinn des Templers. Mit diesem Griff riss er Bloch vom Tisch hoch. Er drehte ihn und schleuderte ihn gegen die Wand.

Der Templer huschte an den Kerzen vorbei, deren Flammen wild zu flackern begannen. In diesen Augenblicken sah er aus wie eine Gliederpuppe, bei der die Motorik durcheinander gekommen war. Er selbst konnte sich nicht mehr lenken, und als ihn die Wand aufhielt, glich es einem Wunder, dass er nicht stürzte.

Der Grusel-Star lachte. Er genoss den Augenblick. Er hatte die Arme in die Seiten gestemmt, lachte und schüttelte zugleich den Kopf. Er schien es nicht fassen zu können, wie einfach es doch gewesen war, den Gegner auszuschalten.

Er schaute zu, wie schlecht es dem Abbe ging. Der Druck

gegen die Kehle und jetzt der Aufprall hatten ihn fertig gemacht. Er rang um Luft, während er langsam an der Wand entlang nach unten rutschte.

Van Akkeren ging auf ihn zu.

Genau einen Schritt weit kam er. Dann bewegte sich Clarissa, auf die der Grusel-Star nicht geachtet hatte, weil er sie für keine Gegnerin hielt.

Sie war so schnell, dass van Akkeren erst auf sie aufmerksam wurde, als Clarissa mit ausgebreiteten Armen vor ihm stehen blieb und den Kopf schüttelte.

»Nein!«, fuhr sie ihn an. »Nein, tu es nicht!«

Van Akkeren schüttelte den Kopf. Für ihn war das Mädchen so gut wie nicht existent gewesen. Plötzlich aber wollte sie ihm den Weg abschneiden, und das irritierte ihn.

»Was willst du?«, höhnte er.

»Du wirst ihm nichts tun!«

Selbst ein van Akkeren konnte noch überrascht werden. Er schüttelte den Kopf, senkte ihn und schaute in das Gesicht, das eine wilde Entschlossenheit zeigte. So sah ein Mensch aus, der sich etwas vorgenommen hatte, das er unbedingt durchziehen wollte. Auch wenn es bitter wurde.

»Was willst du? Mich aufhalten? Du? Ein Kind? Ein Zwerg? Soll ich dir zuerst das Genick brechen?«

Bestimmt war es Clarissa nicht gewohnt, dass man ihr derartige Worte sagte.

Sie blieb trotzdem gelassen und gab eine Antwort. »Du wirst es nicht tun.«

»Warum nicht?«

»Weil ich es nicht will!«

Van Akkeren grinste. Die Entschlossenheit hatte ihn wirklich aus der Fassung gebracht. Für ihn war das Kind nur eine lästige Fliege, die man wegwischen musste. Er hatte die Hand schon erhoben, um mit der Außenseite das Gesicht zu treffen, da fiel sein Blick auf die Augen des Mädchens.

Van Akkeren zuckte zurück!

Er floh nicht. Aber er blieb stehen und nahm dabei eine andere Haltung ein. Der Grusel-Star hatte seine Sicherheit verloren, und das sorgte bei ihm für ein Zögern. Er wusste nicht, wie er den Blick des Mädchens deuten sollte. In ihm stand eine Kraft oder ein Licht, das nicht von der Welt stammte, in der sich van Akkeren aufhielt. Das brachte ihn aus dem Konzept. Hätte er sich vorher darauf einstellen können, wäre er nicht so überrascht gewesen. Allmählich breitete sich bei ihm die Erkenntnis aus, es mit einer gefährlichen Gegnerin zu tun zu haben. Ein Kind, das gefährlicher war als der Templer-Führer.

Jetzt einen Rückzieher zu machen, kam für ihn nicht in Frage. Er ging einen Schritt auf das Mädchen zu, als er das scharfe Flüstern hörte. Es konnte auch ein Zischen sein, und es war nicht aus Clarissas Mund gedrungen.

Zugleich sprang ein fahles Licht in das Zimmer hinein. Die Kerzenflammen waren plötzlich nicht mehr wichtig, denn das Licht strahlte an einem anderen Ort ab.

Van Akkeren drehte den Kopf nach rechts. Er musste zum Fenster schauen, um die Quelle zu sehen.

Durch das scheibenlose Viereck drang nicht nur der Wind, er musste auch jemand aus anderen Sphären mitgebracht haben, der wie ein Geist auf dem Knochensessel saß und von einer grünlich gelben Aura umgeben war. Obwohl die männliche Gestalt nur saß, war genau zu erkennen, dass ihre Größe über der eines normalen Menschen lag.

Er sah das dichte schwarze Haar, das helle Gesicht, die tief in den Augen liegenden Höhlen, aus denen ihm ein düsteres Feuer entgegenströmte, und er sah das Schwert in den Händen des Anderen, das er diagonal vor seiner Brust hielt.

Van Akkerens Überraschung dauerte nicht lange an. Er hatte sich schnell wieder gefangen und wandte sich mit seiner Frage an Clarissa. »Wer ist das?«

»Es ist Raniel, der Gerechte. Er ist gekommen, um dich zu vernichten ...«

Wir wussten, dass sich Menschen in dem Raum vor uns aufhielten, aber wir sahen sie nicht, weil es einfach zu dunkel war. Dafür nahmen wir ihren Geruch wahr. So roch die Angst und auch der Tod ...

Und letzterer war zu sehen, denn beim zweiten Blick fiel uns beiden das rötlich leuchtende D auf, das inmitten der Schwärze in der Luft schwebte.

Er war also hier!

Unsere Augen gewöhnten sich recht schnell an das Dämmerlicht. Allmählich sahen wir nicht nur das rote D, sondern auch die dunkle Gestalt des Dracula II, der mit sicheren Bewegungen auf und ab ging und dabei etwas in den Händen hielt, das wir zunächst nicht erkannten. Wenig später sahen wir, dass es sich um ein großes Holzkreuz handelte. Er hatte es von der Wand genommen. Es war seine Beute, und er ergötzte sich daran, dass er, als Vampir, dieses Zeichen sogar anfassen konnte. Als er recht nah vor uns stehen blieb, streckte er die Arme mit dem Kreuz vor und zerbrach es in zwei Teile.

Mallmann lachte dabei auf. Er schleuderte das Holz zur Seite und flüsterte mir zu: »Ohne Waffe bist du, Sinclair. Es hat sich kaum etwas verändert. Nur die Welten sind andere geworden. Du bist vom Regen in die Traufe gekommen.«

»Da hat er Recht!«, flüsterte mir Nora zu. »Dass man dich auch nicht allein lassen kann!«

»Was meinst du?«

»Es gibt Menschen, die sehen einen anderen, ohne dass der andere ihn sieht.«

»Ach ja?« Ich wusste noch immer nicht, worauf sie hinauswollte.

»Ja, John. Ich habe dich beobachtet. Ich wollte mit dir wieder in Kontakt treten, aber ich wollte warten, bis du allein warst. Die Chance hätte sich für mich fast ergeben, als du zu diesem Rest House gefahren bist. Dann aber lief dir die junge Frau über den Weg. So habe ich mich zurückgehalten.«

»Versteh«, sagte ich leise. »Aber wie bist du in diese Vampirwelt gekommen?«

Ich hörte ihr leises Lachen. »Denk daran, was ich erlebt habe. Man hat mich wieder zur Erde geschickt. Ich sehe noch normal aus, und ich bin trotzdem eine andere Person geworden. Mir wird es nicht so ergehen wie den Menschen, die hier sitzen und vor Angst fast ohnmächtig sind.«

Damit meinte sie die Templer. Einige von ihnen hatten sich hier versammelt gehabt, um etwas zu besprechen. Aber Mallmann war schneller gewesen und hatte ihnen ihre Grenzen gezeigt. Sie waren jetzt nicht mehr in der Lage, etwas zu tun. Der verfluchte Vampir musste sie paralysiert haben. Ich hoffte nur, dass er sich noch nicht ihr Blut geholt hatte. Durch das wenige Licht sah die Umgebung beinahe so aus wie die in der Vampirwelt. Perfekt für Mallmann, der endlich mit mir abrechnen konnte.

Sie merkte mein Zögern und stieß mich an. »Ich denke, John, dass du dich um die anderen Menschen hier kümmern solltest. Vielleicht auch um van Akkeren. Er ist bestimmt hier. Ich habe ihn nicht gesehen, ich spüre ihn nur.«

»Und was machst du?«

»Geh!«

»Nein, bitte ...«

Ich schaltete auf stor, denn ich war es nicht gewohnt, vor jemand zu kneifen, aber meine Beschützerin war damit überhaupt nicht einverstanden.

Sie winkelte den rechten Arm an, stieß ihn zurück, und mich erwischte der Stoß in der Brustmitte. Plötzlich blieb mir die Luft weg. Ich taumelte zurück, fand mich im Flur wieder und

hielt mich nur mit Glück auf den Beinen.

Allerdings schaute ich noch nach vorn durch die offene Tür. Dahinter bewegte sich Nora Thorn mit einer irren Geschwindigkeit. Sie griff Mallmann an. Sie fürchtete sich nicht, denn ihr Blut würde er nicht bekommen.

Ich sah, wie die beiden zusammenprallten und hörte zwei unterschiedlich klingende Schreie. Dann sah ich nur noch zwei Körper, die sich ineinander verkrafft hatten. Ein wilder Kampf tobte. Glas splitterte, als ein Fenster zu Bruch ging. Davor wurde Nora in die Höhe gerissen, hing jedoch wie eine Klette an Dracula II, der mit allen Tricks versuchte, sich von ihr zu lösen.

Beide kämpften auch weiterhin nahe des Fensters, und ich wollte auf keinen Fall nur Zuschauer sein. Etwas Schwarzes, Wolkenartiges, aus dem ein schriller Schrei drang, zuckte vor meinen Augen in der Dunkelheit auf und ab.

Mallmann war dabei, sich in eine riesige Fledermaus zu verwandeln. Plötzlich schwebte auch Nora in die Luft. Sie hing in den Krallen des verdammten Untiers. Dabei bewegte sie sich heftig. Was sie jedoch tat, um sich zu befreien, sah ich nicht.

Ich hatte mich wieder fangen können und stolperte in den großen Raum hinein.

Ich kam nicht weit. Plötzlich war jemand hinter mir und riss mich an der Schulter zurück.

»Nein, John, tu es nicht!«

Ich flog zurück, wurde abgefangen und sah das von der Spannung entstellte Gesicht des Templers Godwin de Salier vor mir. »Es gibt noch den Anderen, John. Van Akkeren. Er ist hier. Ich weiß es. Und er ist bei unserem Abbe!«

Gott, ihn hatte ich ganz vergessen. Plötzlich wusste ich, wo meine Prioritäten lagen. Gegen Mallmann hatte ich waffenlos keine Chance. Ihn musste ich Nora Thorn überlassen.

Einen letzten Blick warf ich noch in den Versammlungsraum. Beide kämpften noch immer, und beide bewegten sich in der

Nähe des Fensters. Mallmann hatte sich in die Fledermaus verwandelt. Ob ganz oder nur teilweise war nicht zu erkennen, aber Nora Thorn bewies wieder mal, was in ihr steckte.

Für mich war sie eine Unverwundbare, auch Mallmann schaffte es nicht, sie zu vernichten. Nora übernahm sogar das Kommando. Es sah aus, als hätte die Fledermaus einen Stoß bekommen, und plötzlich kippten beide nach draußen.

Ob sie vor dem Kloster weiterkämpfen würden, das erlebte ich nicht mehr, denn wieder zerrte mich de Salier zurück.

»Van Akkeren, John!«

Er hatte Recht. Der Grusel-Star war wichtiger.

Der Grusel-Star war jemand, der normalerweise über derartige Worte gelacht hätte. In diesem Fall blieb ihm das Lachen im Hals stecken. Obwohl sich die Gestalt noch nicht vom Knorpelsessel erhoben hatte, wusste er instinktiv, dass ihm hier ein Gegner erwachsen war, der sich nicht so einfach besiegen ließ. Zwar spürte van Akkeren in sich die dämonische Kraft des Baphomet, aber er merkte auch, dass ihm hier eine andere Kraft entgegengestellt wurde, die ihm feindlich gesonnen war. Er konnte seinen Blick nicht von dessen Augen lösen. In ihnen veränderte sich die Farbe. Das Dunkel verschwand und schuf einem Silbergrau Platz. Der Blick erhielt eine hypnotische Kraft, der selbst van Akkeren nichts entgegenzusetzen hatte.

Er sah nur die Augen. Alles andere um sie herum verschwand. Die Augen hatten einen hypnotischen Blick bekommen. Von Sekunde zu Sekunde nahmen sie an Größe zu, und sie wuchsen auch zusammen, sodass sie zu einem Gegenstand wurden, der durchsichtig war.

Bilder entstanden darin.

Van Akkeren sah in eine andere Welt hinein. Er spürte deren Macht und Kälte. Es war nicht die Welt, zu der er sich hinge-

zogen fühlte, obwohl sie nicht das strahlende Licht war, das durch ein bestimmtes Kreuz abgegeben wurde.

Und auch die Waffe war nicht normal. Ein Schwert aus Glas, das sich wie ein schräger und steif gewordener Nebelstreif vor der Brust abmalte.

Die Augen wuchsen wieder zusammen, um sich dann zu trennen. Die Bewegungen konnte van Akkeren nicht nachvollziehen, und er zweifelte sogar, ob die Gestalt auf dem Knochensessel echt oder nur eine Erscheinung war.

Van Akkeren wich zurück. So hatte er sich seinen ersten Auftritt bei seinen Todfeinden nicht vorgestellt.«

»Es ist der Gerechte«, sagte Clarissa laut, damit alle es verstanden. »Als Gerechter wird er immer seinen Weg gehen. Nichts hält ihn davon ab, das hat er mir gesagt. Selbst die Regeln der Menschen nicht. Ich lebe in seiner Welt, und ich habe ihn gebeten, Gerechtigkeit walten zu lassen. Ich muss das wieder gutmachen, was meine Eltern der Welt angetan haben. Ich hätte hier bei dem Abbe eine Heimat finden können, aber es ist anders gekommen, und ich bin trotzdem glücklich geworden. Ich habe neue und andere Freunde gefunden, aber ich hasse denjenigen, der meine richtigen Eltern ins Verderben gezogen hat. Das bist du!«

Clarissa drehte sich. Dabei schnellte ihr Arm vor, und der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf Vincent van Akkeren.

An der Wand hockte der Abbe. Sein heftiges Atmen war zu hören. Der alte Templer wusste nicht, wohin er zuerst schauen sollte.

Van Akkeren geriet in Schwierigkeiten. Raniel hatte noch nicht eingegriffen, doch seine Haltung sprach Bände. Er saß so, dass er jeden Augenblick in die Höhe springen und einen Angriff starten konnte.

Die Sicherheit des Grusel-Stars war dahin. Es musste für ihn ein Schock gewesen sein, sich so kurz nach seiner Rückkehr diesen Feinden gegenüberzusehen.

Der Todfeind der Templer gab auf.

Er wich zurück. Sein Mund bewegte sich. Die Augen bekamen einen anderen Glanz. Statt der Pupillen schienen sich Karfunkelaugen darin festgesetzt zu haben. Die Seite des Baphomets kam in ihm durch. Dessen Geist überschwemmte den Grusel-Star.

Die Haut in seinem Gesicht veränderte sich ebenfalls. Auf der Stirn erschienen Beulen, die sich wie Hörner dehnten, und aus dem Maul drang ein wilder Schrei.

Raniel stand auf.

Van Akkeren sah es. Er rannte nicht auf ihn zu. Die Gestalt - halb Dämon und halb Mensch - war nicht mehr zu stoppen. Sie sprang auf die Tür zu, warf sich mit ihrer übermenschlichen Kraft dagegen, riss sie aus den Angeln und floh in den Gang hinein.

Genau in den Lauf zweier Männer hinein ...

Die beiden Männer waren Godwin de Salier und ich. Obwohl wir es eilig hatten, wollten wir nichts überstürzen. Wir mussten vorsichtig sein, weil wir davon ausgingen, dass das Kloster mittlerweile unterwandert war. Wir hatten auch die Stimme aus dem Zimmer des Abbe gehört. Normal erreichten wir das Ziel nicht. Die Tür sahen wir, und sie fing plötzlich an zu zittern. Von innen hatte sie einen brutalen Schlag erhalten. Die Angeln hielten nicht mehr. Sie krachte auf und kippte uns schräg entgegen.

Wären wir etwas schneller gelaufen, hätte sie uns erwischt. So konnten wir ausweichen und spürten nur den Luftzug der fallenden Tür. In der Dunkelheit erschien die Gestalt. Das Licht der Kerzen drang aus dem Zimmer. Es malte sie an, und ich erkannte sofort, wen ich vor mir hatte.

Van Akkeren sprang auf uns zu. Er war kein normaler

Mensch. Im Spiegel hatte ich einen anderen gesehen. Jetzt war das Dämonische in ihm durchgekommen wie eine verdammt Pest. Sie hatte ihn verändert. Das Gesicht sah verunstaltet aus. An der Stirn wuchsen beulenartige Hörner, die an den mächtigen Dämon Baphomet erinnerten. Aus dem Mund fegte uns ein widerlicher Gestank entgegen.

Er war verdammt dicht bei mir. Zum Schutz riss ich die Hände hoch. Trotzdem kam er über mich wie eine Walze. Diesmal schaffte ich es nicht, den Stoß auszugleichen.

Ich fiel zurück und rechnete damit, dass van Akkeren mich packen und mir das Genick brechen würde.

Aber er hatte anderes vor. Er jagte an mir vorbei dem Ausgang entgegen. Und diese Tür war nicht aufgeschlossen.

Als er sie aufriss, rappelte ich mich wieder hoch. In meiner Nähe hielt sich de Salier auf. »Nein, John, nicht!«, schrie er, »du schaffst es nicht!«

Ich hörte nicht auf ihn. Irgendetwas in meinem Kopf war ausgerastet. All der Hass, den ich van Akkeren früher entgegengebracht hatte, strahlte wieder in mir hoch. Ich dachte auch nicht mehr daran, dass ich meine Waffen nicht bei mir trug. Obwohl es Wahnsinn war, wollte ich ihn mit meinen bloßen Händen angreifen.

Er war vor mir draußen.

Ich stolperte in die kühl gewordene Sommernacht hinein und sah ihn wie ein Gespenst über das mondbeschienene Pflaster laufen.

»Bleib stehen!«, brüllte ich gegen seinen Rücken.

Aber van Akkeren floh.

Hatte er Angst vor mir?

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Er wäre selig gewesen, mich töten zu können. Er lief trotzdem weiter, und im nächsten Augenblick spürte ich den Grund.

Etwas streifte an mir vorbei. Es war wie ein Hauch, und plötzlich sah ich den Gerechten rechts neben mir. Er hielt

Clarissa, das Templerkind, an einer Hand. Sie kamen mir vor wie Vater und Tochter, und Raniel streckte mir seine Hand entgegen.

»Genug, John!«

Ich stoppte meinen Lauf und wäre beinahe noch gefallen.
»Was willst du? Halte mich nicht auf!«

»Du kannst ihn nicht töten, John. Du bist zu schwach!«

»Dann vernichte du ihn!«

»Nein!«

Die Antwort schockte mich. Ich ballte die Hände und schrie:
»Warum denn nicht?«

»Weil ich der Gerechtigkeit Genüge getan habe, John Sinclair. Er wollte den Abbe töten, Clarissa und ich haben es verhindert, denn sie hatte noch etwas gutzumachen. Er wollte auch den Knochensessel, und er hat ihn nicht bekommen. Der Abbe lebt. Meine Aufgabe ist erledigt. Ich bin nicht da, um alle Probleme der Menschen zu lösen. Nur die der sehr Schwachen und Geschädigten. Ansonsten müssen die Menschen selbst mit ihren Problemen zurechtkommen.

Auch du und die Templer. Van Akkeren ist euer Problem, nicht das meine.«

Mir fehlten die Worte. Ich wollte etwas sagen, doch Clarissa kam mir zuvor. »Es stimmt, John, auch ich sehe das so ...« Sie hob die Schultern, schickte mir ein letztes Lächeln zu und ging zusammen mit Raniel davon.

Ich schaute ihnen nach.

Ich zitterte dabei am gesamten Körper, und dann spürte ich den Druck zweier Hände auf meiner Schulter und hörte die ruhige Stimme des Godwin de Salier.

»Sei froh, dass du lebst, John. Lass sie gehen. Es werden auch andere Zeiten kommen ...«

Ich drehte mich um, sagte nichts und schüttelte den Kopf.

»Komm hinein.«

»Nein, Godwin, ich möchte allein sein.«

»Das kann ich verstehen.« Er ging und ließ mich zurück.

Ich fand nicht weit entfernt vom Kloster einen großen Stein. Dort hockte ich mich nieder, schaute in die Nacht, warf hin und wieder einen Blick gegen den Himmel und dachte über einen Fall nach, der wie ein Schneeball gewesen war und sich zu einer Lawine entwickelt hatte, die mich leicht hätte zermalmen können.

Das war nicht der Fall gewesen. Ich hatte Glück gehabt, aber ich selbst hatte wenig daran getan. Man hatte mir gezeigt, wie wehrlos ein Mensch sein kann, wenn er die Waffen nicht mehr besaß, auf die er sich immer verlassen hatte.

Da hatte Godwin mit seiner letzten Bemerkung nicht gelogen. Ich konnte wirklich froh sein, noch am Leben zu sein.

Mittlerweile war die Tageswende angebrochen, und über den Ort hatte sich die Stille der ersten Morgenstunde gelegt. Es war eine so wunderbare Ruhe und zugleich eine Stimmung wie im Traum, die zudem vom hellen Vollmond verzaubert wurde.

Trotz der Ruhe fühlte ich mich erschöpft, alt und irgendwie ausgewrungen. Ich schaute nach vorn. Tatsächlich aber war mein Blick ins Leere gerichtet. Hätte mir jetzt irgendjemand eine Frage gestellt, ich wäre nicht in der Lage gewesen, sie zu beantworten. Die Schrittgeräusche hatte ich nicht gehört. Ich wurde erst aufmerksam, als die Person neben mir stand. Dass es kein Feind war; spürte ich und hob auch nicht den Kopf.

Jemand setzte sich neben mich. Es war Nora Thorn!

»Du hast es geschafft, John. Du lebst.«

Ich musste lachen. »Das hat mir schon mal jemand gesagt. Trotzdem danke.«

»Leider geht es weiter.«

»Richtig«, sagte ich scharf lachend und nickte dabei. »Auch mit Dracula II?«

»Genau. Ich habe ihn nicht halten können. Er ist stark, er verwandelte sich, und es gelang ihm schließlich, mich abzuschütteln. Dann verschwand er wie eine düstere Sternschnuppe. Er wird wohl seine Welt wieder aufgesucht haben.«

»Klar, mit Justine zusammen.«

»Ich hätte es auch gern anders gesehen, John. So wirst du dich auch in Zukunft mit ihr beschäftigen müssen.«

Ich schaute sie jetzt an und fragte dabei: »Was ist mit dir, Nora? Ist das nicht auch deine Sache?«

»Mich musst du vergessen, John. Ich will es mal hart ausdrücken. Ich bin für die Menschheit versaut.«

»Aber du bist ein Mensch!«

»Ja«, sagte sie und schluchzte dabei auf. Könnte auch sein, dass ich mich geirrt hatte. »Ich bin ein Mensch, aber ich bin anders. Außerdem bin ich auf der Suche. Vielleicht gibt es noch mehr Menschen, denen das gleiche Schicksal widerfahren ist wie mir.«

»Bestimmt, Nora, man liest ja immer viel.«

»Okay, dann gehe ich jetzt.« Sie stand auf, und ich hielt sie schnell fest.

Nora schaute auf mich herab. Sie nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände. »Ich muss und werde meinen eigenen Weg gehen. Aber ich werde hin und wieder ein Auge auf dich haben, John.« Sie küsste mich flüchtig auf den Mund. »Eine gute Zeit wünsche ich dir ...«

Dann ging sie.

Ich schaute ihr nach, bis die Dunkelheit sie verschluckt hatte. Irgendwann stand ich auf und ging mit schleppenden Schritten zurück zum Kloster der Templer. Es gab noch einiges zu richten und zu erklären. Dabei mussten mir meine Freunde helfen, was sie auch gern taten ...

ENDE
des Fünfteilers